Deutsch-Amerikanische

# Zeitschrift für Theologie und Kirche.

18. Jahrgang. November 1897. Heft 5.

## Geistesfreiheit.

P. Karl Schell, Berlin.

I.

„Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." 2 Kor. 3, 17.

Je mehr diesem Satze widersprochen wird, desto mehr halten wir daran fest: daß nichts in der Welt so sehr die Freiheit des menschlichen Geistes fordert und fördert, als lebendiges, persönliches Christentum. Es muß dies sowohl einer verknöcherten Orthodoxie, als auch einer hochmütigen Wissenschaft gegenüber behauptet werden, ob nun letztere sich als Geisteswissenschaft bezeichnet, oder auf ihren „exakten" Inhalt und Erfolg hinweist. Zur Natur des Menschen gehört, trotz der natürlichen Zusammengehörigkeit des Menschengeschlechtes, der Emancipationsdrang, ob er sich in schlechten oder in guten Bahnen bewegt; aber gerade auf diesen nimmt das Christentum besondere Rücksicht, natürlich nicht in absolutem Sinne; denn auch die Bibel proklamiert kein schrankenlos-individuelles Handeln. Das Hauptprincip des Christentums aber ist Freiheit. Der ganze Offenbarungsinhalt ist Liebe, und Liebe hört da auf, wo die pure Macht regiert. Es darf kühn behauptet werden, daß die Wissenschaft — fassen wir sie einmal im engeren Sinne auf — diese Freiheit des menschlichen Geistes gar nicht dulden kann, ja, sie in gewissem Sinne bekämpfen muß, u. a. auch aus dem Grunde, weil ihr die dazu notwendige Individualität fehlt; sie hat mehr einen korporativen, oft einen ganz eigentümlichen Zunftcharakter. In nicht seltenen Fällen zeigt sie einen oft widerwärtigen Absolutismus, der dem einzelnen keine Bewegungsfreiheit gestattet, wohl aber von seinem Denken und Wollen eine unbedingte Unterwerfung verlangt. Die Wissenschaft diktiert durch ihren strengen Dogmatismus, auch wo sie nichts weiß; und weil sich ein einzelner nur über eines oder wenige der fast endlosen Gebiete des körperlichen und geistigen Lebens in etwas orientieren kann, verlangt sie eben unbedingtes Glauben. Ist voraussetzungsloses Forschen schon

eine psychologische Unmöglichkeit, so ist diese Voraussetzungslosigkeit durch den Terrorismus der Wissenschaft noch unmöglicher gemacht. Mag man immer nach den allgemein gültigen und notwendigen Sätzen und Wahrheiten fragen und forschen; von dem Gros der Menschen verlangt die Wissenschaft glaubensvolle Unterwerfung. Einen allgemeinen Subjektivismus in diesem Sinne giebt es nicht im wissenschaftlichen Leben; das zeigt ihre Macht und ihr Einfluß im nationalen und socialen Verkehr der Menschen.

Im Ringen zwischen den staatlichen Mächten und der Entwickelung der christlichen Kirche auf Erden können wir im ganzen wahrnehmen, daß entweder die christliche Gesellschaft (Kirche) das wissenschaftliche und staatliche Leben beherrschte (Kirchenstaat), oder daß die Wissenschaft und der Staat das ganze kirchliche Leben gefangen nahm (Staatskirchentum). Beides widerspricht den Grundideen des Christentums. Trotz Luthers „Freiheit eines Christenmenschen" hat die Reformation diese Freiheit, die Freiheit des Geistes, die wirkliche religiös-christliche und individuelle Freiheit mehr programmatisch als faktisch durchgesetzt; daran hinderte die Gewaltnatur des Luther, der Aristoteles des Melanchthon, sowie die rein politischen Erwägungen, wie sie für manche Fürsten maßgebend waren, und denen sich die Reformation mehr oder weniger ergab. So wenig wie die politische oder sonstige Gewalt, ebensowenig darf der Syllogismus im persönlichen christlichen Leben dominieren; die Gewalt ist der Widerspruch der Freiheit, konsequentes logisches Denken das Hindernis des kindlichen, religiösen Glaubens. Von allgemeinem Interesse und geradezu beängstigend für den ganzen Protestantismus sind die gewaltigen römisch-jesuitischen, natürlich ultra-reaktionären Mächte, wie sie sich im politischen Leben europäischer Nationen Geltung verschaffen, wobei wieder in der auffallendsten Weise für gewisse Zwecke der staatliche Protestantismus sekundiert. Am deutlichsten tritt diese Erscheinung in Deutschland zu Tage. Als s. Z. ein ganz reaktionärer Gesetzesentwurf seitens der preußischen Regierung verteidigt werden mußte, erklärte der Ministerpräsident Caprivi, daß die Regierung eines solchen Gesetzes im Interesse des Christentums und im Kampfe gegen den Atheismus bedürfe. Diese Ohnmachtssprache aber zeigte zu deutlich, daß die Regierung weder die Ideen des Christentums kennt, noch über den wissenschaftlichen Charakter des Atheismus orientiert war. Solche Aeußerungen von so hoher Stelle können nur vom Diplomatenstandpunkte aus richtig erfaßt werden. Ein Staat hat weder die Pflicht, noch ein Recht oder die Mittel, atheistische Ideen — Atheismus als eine Weltanschauung, als eine rein geistige Bewegung gedacht — zu bekämpfen. Ist das Christentum nicht das Produkt menschlichen Denkens und Schaffens, ist das, was wir christliches Leben nennen, in seinen letzten Gründen, in seinem eigentlichen Ursprung nicht dem endlichen Werdeproceß unterworfen, sondern ist es im absoluten Sinne etwas Göttlichseiendes, also göttliches Leben an sich, so bedarf es zu seinem Schutze und zu seiner Stärkung, zu seiner Erhaltung überhaupt,

und zu seiner Ausbreitung nicht staatlicher Gesetze, d. h. der korporativen Gewalt, wie es auch niemals ein Feld für wissenschaftliche Spekulationen bilden kann. Entgegnet man, daß gerade absolute Dinge sich für die Spekulation eignen, so hat ja dies etwas für sich; aber man vergesse nicht, daß das christliche Leben keine Wissenschaft ist, und daß das Herumspekulieren an Absolutem letztlich sich als eine reine Spielerei erweist.

Die christliche Kirche, bezw. jede christliche Gemeinschaft, sofern sie die ihr von der göttlichen Offenbarung zugewiesene Aufgabe erfüllen will, hat sich also hauptsächlich vor zwei gefährlichen Mitteln zu hüten, welche nur als unerträgliche Fesseln von jedem wahrhaft religiösen Gemüt empfunden werden: vor der Gewalt, und vor der wissenschaftlichen Spekulation, oder — um es rundheraus zu sagen — dem Dogmatismus.

„Der Glaube ist die allerpersönlichste Angelegenheit, um die der Staat sich nicht zu kümmern hat, und alle Versuche, mit Gewalt Glauben zu züchten und mit Feuer und Schwert den Unglauben zu bekämpfen, sind fruchtlos geblieben. Daß ein Mensch nicht an die Gottheit Christi glaubt, kann nicht mehr ein Grund sein, ihn ins Gefängnis zu werfen; und selbst die Richter, die von dem Privilegium der rückständigsten Anschauungen in allen Ländern einen so reichlichen Gebrauch machen, sollten in Glaubenssachen nicht strenger sein als Meister Martin von Wittenberg, der gesagt hat, über die Seele wolle Gott niemand regieren lassen denn sich selbst, und die Junker, die Fürsten und Bischöfe seien Narren, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen, sonst oder so zu glauben."

Soweit ich mit dem christlich-religiösen Ideengang, mit dem jahrhundertelangen Ringen christlicher Gedanken seit der Apostelzeit vertraut bin, sehe ich das praktische Glaubensleben, den Kern des Evangeliums, im Kampfe einerseits gegen die Gewalt, andererseits gegen die dogmatischen Fixierungen, ob letztere als Orthodoxie oder als irgendwelcher Rationalismus auftraten; diese Schreckensherrschaften aber wurden im eigenen Lager, Kirche genannt, am nachdrücklichsten ausgeführt. Interessant ist es auch, zu beobachten, wie nicht selten der von den feinsten Spekulationen beherrschte christliche Dogmatismus am schärfsten da auftrat, wo es sich gleichzeitig um die Ausübung der Macht über die Gewissen, um eventuelle äußere Gewaltmaßregeln handelt, sowohl in katholischen als in protestantischen Ländern; je geringer die Möglichkeit der Anwendung staatlicher Macht für Religionssätze, je weniger Begierde nach der Folter der Inquisition, desto weniger fruchtbar waren die scholastischen Dogmatisten. Dieser Parallelismus ist für unsere Frage von Wichtigkeit. Denselben können wir auch deutlich in der Geschichte der modernen Theologie in Deutschland nachweisen. Der sog. Ritschlianismus konnte nur unter der Voraussetzung so allgemeinen Boden gewinnen, Ritschl nur deshalb so rasch Schule machen, weil durch die errungenen politischen freiheitlichen Ideen in den letzten 45 Jahren auch der Staat gezwungen wurde, nicht mehr in dem Grade wie bisher ein Büttel der Kirche zu sein. Die siebziger Jahre mit dem

glücklichsten aller Gesetze, die das deutsche Volk seither hat, dem Zivilstandsgesetz, in Verbindung mit sonstigen Klarstellungen des Staates zur Kirche, waren geeignet, den immerhin gewaltigen Ideen eines Ritschl fruchtbaren Boden zu bieten. Die kirchliche Polizeimacht trat zurück, desto mehr aber wurde der moderne theologische Gedanke aufgenommen, daß die Metaphysik mit dem Kern der christlichen Religion unvereinbar sei; und hätte Ritschl nicht diesen Satz in den Mittelpunkt seiner theologischen Ausführungen als Stützpunkt seiner theologischen Forderungen gebraucht, für welche der Boden bereitet war, so wäre er nicht geworden, was er wurde. Mit dieser also geradezu großartigen Behauptung war auch der subjektive Standpunkt des einzelnen in christlich-religiösen Fragen gegeben. Nicht allein erhoben sich die noch vorhandenen Vertreter des alten Rationalismus, besonders in Prof. O. Pfleiderer, Berlin, repräsentiert, sondern auch die Orthodoxen ließen sich in zahllosen Schriften gegen Ritschl vernehmen, als gälte es, den lieben Gott und das Evangelium von unserem Heilande vom nahen Untergange zu retten. In vielen Schriften rief man geradezu den Staat um Hilfe an; aber bis jetzt umsonst. Nun ist hier nicht der Ort, die allerdings höchst bedenklichen Konsequenzen der neuen Theologie und die unbegreiflichen Widersprüche besonders in den christologischen und soteriologischen Gedankenreihen Ritschls nachzuweisen, aber Ritschl will vor allem als Philosoph verstanden sein; und viele seiner Gegner, die ihre eigenen Dogmensätze am liebsten vom deutschen Strafgesetzbuche gestützt und geschützt sehen möchten, erschraken mehr vor dem religiösen und kirchlichen Subjektivismus, der in diesem System liegt, als vor dem Kriticismus, zu dem er starke, und allerdings zum Teil höchst gefährliche Impulse gab. Aber warum diese große Furcht vor dem Subjektivismus, wie er namentlich bei den nicht staatlich gestützten freien Kirchengemeinschaften „gezüchtet" wird? Die Religion — das ist eben die Tendenz dieser Reaktion — soll keine private Sache des einzelnen sein, wie dies vom Christentum geradezu gefordert wird, sondern als eine öffentliche Angelegenheit behandelt werden, über welche der Staat zu wachen habe. Allerdings könnte man entgegnen: weil die politische Freiheit gerade geeignet ist, auch auf dem Gebiete der Religion die Gemüter zu verwirren, und gefährliche religiöse Strömungen hervorzurufen; deshalb müsse der Staat auch für die Reinerhaltung der religiösen Wahrheiten, also für eine Staatsreligion eintreten, seine Religion schützen gegen irreligiöse und antireligiöse Anschauungen, selbst auch durch reaktionär-politische Mittel. Das mag mehr oder weniger für heidnische Religionen mit ihren entschieden politischen Tendenzen zutreffen, nicht aber für die christliche Religion. Es ist oben schon gesagt worden, daß das Christentum als die Wahrheit schlechthin den weltlichen Staatsarm sehr gut entbehren kann, bezw. diesen als in Widerspruch mit seiner Forderung von der Freiheit des Geistes abweisen soll; es ist und bleibt eine private Angelegenheit, d. h., eine Angelegenheit des einzelnen. Der Staat hat die Aufgabe, sich gute Bürger zu erziehen, seinen Gesetzen, sofern sie sich auf das bürgerliche und sociale Leben beziehen, Geltung zu verschaffen; wie ein Unterthan aber religiös

denkt und glaubt, das ist seine eigenste Privatsache; und daß auch ein Atheist ein guter Staatsbürger sein kann, das sollte doch nicht zu sehr in Zweifel gezogen werden. So wenig das Christentum der politischen Macht, ebensowenig bedarf es zu seiner Erhaltung einer „wissenschaftlichen Rechtfertigung", macht es doch auch gar keinen Anspruch, „wissenschaftlich" zu sein, führte sich auch gar nicht an der Hand syllogistischen Verfahrens ein, fordert es auch durchaus nicht, daß man es wissenschaftlich beweisen soll. Wohl aber will es, eine Sache des reinsten Glaubens, erfahren sein; und ob er es erfahren will, muß jedem einzelnen überlassen bleiben. Das Evangelium ist ein Angebot Gottes an den Menschen, das der letztere zurückweisen oder annehmen kann. Hätte es das Christentum vornehmlich mit der irdischen Welt zu thun, läge das Hauptgewicht in der allmählichen Veränderung der socialen Zustände, der kosmopolitischen Verbrüderung der Menschen, dann allerdings wäre es die unabweisbare Pflicht jedes vernünftigen Staatswesens, eine solche Religion mit fester Hand zu stützen und auszubreiten, solche mehr staatliche Ideen durchzusetzen. So aber weist das Evangelium von unserem Heilande hinaus in eine neue Welt, nachdem diese gegenwärtige, nur in den fürchterlichsten Gegensätzen hängende, der Macht der Sünde unterworfene Welt verschwunden sein wird. „Siehe, ich mache alles neu!"— das kann nicht wissenschaftlich bewiesen, sondern nur von einem frommen, kindlichen Gemüt geglaubt werden. Haben es Millionen von Gotteskindern vor uns geglaubt, so wollen auch wir es glauben, wie es auch eine große Schar treuer Nachfolger Christi nach uns glauben wird.

## Die Hoffnung auf eine Seligkeit nach dem Tode vom biblischen Standpunkte aus kritisch beleuchtet.

P. Wilh. Stern, Town Line, N. Y.

(Fortsetzung.)

Giebt es nun aber nicht einzelne Stellen, welche mit der soeben gegebenen Deutung des Wortes *αἰώνιος* in grellem Widerspruch stehen, wie z. B. 2 Kor. 4, 18, wo es der Apostel Paulus unumwunden ausspricht, daß das, was unsichtbar ist, ewig sei; denn das Umgekehrte wird dann wohl auch zutreffen, daß nämlich das Ewige schlechthin unsichtbar ist und dem jenseitigen Reiche Gottes angehört? Diese Schlußfolgerung ist einfach und erscheint naturgemäß, trifft aber gleichwohl nicht das Richtige.

Das zeigt sich sofort, wenn der Satz in seinem Zusammenhang steht, wie er hier folgt (V. 16—18): „Darum werden wir nicht mutlos; sondern wenn auch unser äußerer Mensch sich verzehrt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen und Fassen hinaus einen gewichtigen Schatz von Herrlichkeit für ewig, wenn wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare ist ewig." Wir sehen, Paulus stellt der zeitlichen, jetzt be-

stehenden, unter dem Fluche des Todes seufzenden und darum vergänglichen Welt, die göttliche, durchaus lebensvolle und darum ewige, unvergängliche Welt gegenüber. Diese himmlische Welt ist für uns allerdings jetzt noch unsichtbar und, setzen wir hinzu, auch jenseitig, aber nicht etwa deshalb, weil es zu ihrer Natur gehörte, unsichtbar und jenseitig zu sein und zu bleiben, d. h. für immer von dieser Welt geschieden zu sein. Sie ist nur unsichtbar, weil wir einstweilen nicht fähig sind, sie zu schauen und weil die Zeit noch nicht erfüllt ist, da sie in der sichtbaren Welt völlig wirksam werden kann. Das soll aber, wie schon öfters angedeutet, nicht auf die Dauer so bleiben.* Fraglich bleibt es jedoch immer noch, wie wir gleich sehen werden, ob Paulus einzig nur die jenseitige Gotteswelt im Auge hat.

Es muß selbstverständlich zugegeben werden, daß es eine himmlische Welt giebt, und daß von dieser an verschiedenen Stellen die Rede ist, aber es war keineswegs der Inhalt der Hoffnung der ersten Christen, dorthin versetzt zu werden, und darf darum auch für uns nicht der alleinige Inhalt unserer Hoffnung sein. Die soeben angeführte Stelle legt das schon bei genauerer Betrachtung nahe, und besonders dann, wenn sie mit anderen hierher bezüglichen Aussagen zusammengehalten wird. Die Herrlichkeit, auf die Paulus blickt, ist nicht der sogenannte Himmel, oder wenigstens nicht in erster Linie, sondern die Herrlichkeit des zukünftigen Aeons, oder des Reiches Gottes. Es leuchtet dies zwar auf den ersten Blick nicht ein, wird sich aber aus dem Nachfolgenden als ganz selbstverständlich ergeben. Vor allem dürfen wir ein für allemal nie außer acht lassen, daß es für die Christen der ersten Gemeinden eigentlich keinen Zwischenraum gab zwischen ihrem Sterben und der Wiederkunft ihres Herrn, sondern daß sie diese noch zu erleben hofften. Der Gedankengang des Apostels ist darum ungefähr folgender: Er ist durchaus nicht der Meinung, als ob die Christen durch die Mühsal dieses Lebens sich die himmlische Herrlichkeit „verdienen" könnten, auch nicht deshalb sie leichter erreichten, weil sie unter den Leiden dieses Lebens besser dafür zubereitet würden (obschon dieser Gedanke im allgemeinen nicht ganz abzuweisen ist), sondern ihm ist es gewiß, daß, je schwerer die Trübsale werden, d. h. die Leiden um des Namens Jesu willen (und nicht etwa Krankheiten oder sonstige schwere Führungen), desto rascher die Sache seines Herrn voranschreite; denn je härter der Kampf tobt, desto schneller wird er zu Ende sein, und dann ist die Bahn frei für die Wiederkunft Christi. Was könnten denn sonst die Trübsale für einen anderen vernünftigen Hintergrund haben, wenn nicht eben diesen? Leiden allgemeiner Art haben ihren Ursprung allein in unserer Sünde und Unvollkommenheit, wenn man das auch

* Es muß auch noch auf einen andern Punkt aufmerksam gemacht werden. Wenn wir nämlich dieses kurze Wort zu einem allgemeinen Lehrsatz erheben, so sind wir zu der Erklärung genötigt, daß auch die gottfeindlichen Mächte in der Unsichtbarkeit „ewig", d. h. unendlich und unverwüstlich sind (und damit auch ihre Macht!), gehören sie doch ebenfalls zu den uns nicht sichtbaren Dingen. Sind sie aber unendlich, dann ist der ganze Erlösungsplan Gottes eine Unmöglichkeit, weil die „Pforten der Hölle und des Todes" niemals überwunden werden könnten.

nicht immer streng persönlich zu nehmen braucht; sie sind also eine gerechte Strafe und werden uns nimmer einen Schatz von Herrlichkeit erwerben, wenn sie uns auch zu läutern vermögen. Der gerechte Gott wird doch nicht etwa — um eine vulgäre Ausdrucksweise zu gebrauchen — mit Behagen uns Menschen allerlei Pein unterwerfen und dann dafür, daß wir ihm dieses Behagen verschafft haben, in sein Reich aufnehmen? Gewiß nicht! So stünde es aber, wenn wir die „augenblickliche leichte Last der Trübsal" mit dem allgemeinen Ausdruck „Leiden" vertauschen. Paulus redet hier von der Trübsal, wie wenn es eine Arbeit wäre; und in der That stand sie auch mit seiner Arbeit in einem notwendigen Zusammenhang. Seine Arbeit aber war allein darauf gerichtet, wie er seinem Herrn und dessen zukünftigem Reiche Bahn mache. Wir wiederholen also: die Herrlichkeit, von welcher der Apostel redet, ist diejenige eben dieses Reiches, oder auch, was dasselbe ist, des Himmelreiches, welches Christus anzubahnen gekommen war.

Er selbst kam vom Himmel herab, d. h. aus jener Region, welche wir — nach unseren unzulänglichen menschlichen Begriffen — den Kern der Schöpfung, den Thron Gottes nennen können, wo kein Schatten das helle Licht trübt, wo die Herrschaft Gottes unter den erstgeborenen Geschöpfen eine vollkommene ist. Dort ist ja die Quelle alles Lebens überhaupt, und von dorther müssen auch wir jetzt schon gespeist werden, sofern wir zu d e m gelangen wollen, was die Schrift „Leben" nennt. Dort hat auch das zukünftige Reich gleichsam seine Wurzeln; aber dieser Wurzelbereich oder -Grund ist nicht „das Erbe", das uns zufallen soll, sondern das Erbe ist dort nur „aufbewahrt", „das Heil ist dort bereit zur Offenbarung in der letzten Zeit" (1. Petri 1, 4. 5). Jedoch, nicht nur aufbewahrt wird es dort, sondern auch zubereitet, nach dem Worte des Erlösers, das wir schon besprochen haben: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten." Wir sind göttlichen Geschlechts, nur im Hause des Vaters, zu dem ursprünglich auch diese Welt gehörte, wird es uns heimatlich zumute werden; aber es muß dort eine Wohnung, d. h. ein Lebensboden für uns vorhanden sein, oder vielmehr erst für uns geschaffen werden, eine Stätte, die unserer Natur entspricht.

Wenn einmal die Lebenskräfte der Gotteswelt wiederum in diese Schöpfung hereinwirken und sie überströmen wie die Meeresfluten, dann erst ist das Erbe zubereitet, welches uns zugedacht ist. Das ist dann die „Ruhe des Volkes Gottes", die „bleibende Stadt" (Hebr. 4, 9—11; 13, 14) und das „Neue Jerusalem" (Offb. 21, 2). In der wiederholt angeführten Stelle aus dem Evangelium Johannes ist nichts gesagt über die Oertlichkeit und Beschaffenheit der Wohnung und der Stätte, die Christus für die Seinen zubereiten will, auch nicht, auf welche Weise dies geschehen soll; wir finden deshalb kein Hindernis, sie in den zukünftigen Aeon zu verlegen. Dann wird ja Christus wiederkommen und die Seinen zu sich nehmen, d. h. in die neue Wohnung, in des Vaters Haus einführen, und dann wird er bei ihnen sein, und sie bei ihm.

Wenn es nun heißt, der Sohn habe sich zur Rechten des Vaters gesetzt und die Zügel der Herrschaft ergriffen, so geschah das nur zu dem Zwecke, um endlich alle Feinde zum Schemel seiner Füße zu legen,

und nicht etwa bloß, um jetzt an des Vaters Stelle zu regieren und alles beim alten zu belassen, oder etwa um zu ruhen, nachdem er auf Erden seine Aufgabe erfüllt. Wir dürfen uns darum auch im „Himmel" noch keinen Friedenszustand im vollen Sinne des Wortes denken, denn der Friede muß noch erkämpft werden und tritt erst dann ein, wenn die Pläne Gottes zur Durchführung gelangt sind. Die Absichten Gottes aber, soweit wir davon wissen und sie uns angehen, sind alle auf ein und dasselbe Ziel hin gerichtet, und dieses ist uns zur Genüge bekannt. Man lebt also auch im Himmel — um uns menschlich auszudrücken — nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft. Daher, wenn der erhöhte Christus die Geschicke der sichtbaren und der unsichtbaren Welt auf die Aufrichtung seines Reiches hin lenkt, so steht er schon im Bereiche des kommenden Aeons und mit ihm alle Reichsgenossen, die gewürdigt werden, jetzt schon bei ihm zu sein. „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Fürwahr, sagt der Geist, sie sollen ruhen von ihren Mühen; denn ihre Werke folgen ihnen nach," lautet ein Wort aus der Offenbarung Johannes (Kap. 14, 13). Wenn diese Toten als solche bezeichnet werden, die in dem Herrn sterben, so will das jedenfalls soviel besagen, daß sie in einer ihm wohlgefälligen Gesinnung bis an ihr Ende beharrten, mit anderen Worten, daß sie ihm dienten, Kämpfer waren für sein Reich. „In dem Herrn sterben" schließt mehr in sich, als was wir heute „selig" abscheiden nennen. Drüben werden die Genannten dann Ruhe finden, aber „ihre Werke folgen ihnen nach". Es ist das ein eigentümlicher Ausdruck, und bedeutet gewiß mehr, als nur eines guten Rufes genießen, oder wie man ihn erklären will. Am einfachsten ist eine andere Auslegung, nach welcher diese Abgeschiedenen im andern Leben dieselben bleiben, die sie hier waren; ihre Werke, d. h. ihr ganzes Streben und Wirken begleitet sie hinüber. Wenn während ihres Erdenlebens die Sorge um das Reich Gottes, das Kämpfen um das Ziel ihr ganzes Leben und Denken ausfüllte, so werden sie auch drüben noch an dieser Arbeit teilnehmen, die aber dann freilich einen Siegescharakter tragen wird, und darum im Vergleich zu der früheren wohl ein Ruhen genannt werden kann.

Da nun also, wie wir im bisherigen ausgeführt haben, die Wurzeln der im künftigen Aeon auf Erden erblühenden Gottesherrlichkeit schon jetzt in der für uns noch jenseitigen göttlichen Welt vorhanden sind, so wird auch jeder Nachfolger Christi mehr oder weniger schon mit dieser Lebenswelt zusammenhängen und insofern „selig", d. h. errettet sein, denn „sein Bürgertum ist im Himmel"(Phil. 3, 20), und „sein Name ist im Himmel wohlangeschrieben" (Luk. 10, 20). Er darf sich erfreuen an dem sich in der Entwicklung befindlichen Erbe, aber freilich nur dann, wenn er, obschon in dieser vergänglichen Welt des Todes lebend, die „Kräfte der zukünftigen Welt" (Hebr. 6, 5) — allerdings nur verborgener Weise — in sich trug und sein Antlitz vorwärtsstrebend nach ihr gerichtet hatte. Er ist immer noch nicht am Ziel, sondern er wird gleichsam von einem vorwärtseilenden Strom weitergetragen: denn wenn man, wie wir gesagt haben, im Himmel für die Zukunft lebt, so werden die auf Erden weilenden Gläubigen nur dann als

wahrhaft Lebendige vor Gott gelten, wenn sie für seine Zukunft leben, die freilich auch ihnen selbst das Heil bringen wird. Und diesen Zukunftscharakter werden sie auch drüben nicht ablegen, denn dort werden sie mit ihrem Herrn und denen vereint sein, die vor ihnen dieselbe Bahn liefen, obgleich sie ohne Zweifel eine Seligkeit schmecken dürfen, die weit über unsere Begriffe geht. Das ist jedoch noch nicht jene Seligkeit, welche in der Schrift überall gemeint ist, nämlich die endgültige Errettung und ewige, d. h. dem künftigen Aeon angehörende Erlösung; denn ihr Friede ist noch nicht vollkommen, solange der Kampf nicht zu Ende geführt ist und sie sehen müssen, wie der Fortschritt der Sache Gottes auf Erden so große Hemmungen erleidet. Es ist darum die Seligkeit, an welcher die, nur irrtümlich so genannten „Vollendeten" teilnehmen — ein vorübergehender Zustand, und eben deshalb ist in der Bibel davon gar nicht die Rede. Wir sollen nicht an etwas Vorübergehendem hängen bleiben, sondern unsere ganze Spannkraft auf das Ziel richten. Trotzdem hat die gegenwärtige Christenheit diese vorübergehende Stufe zur alleinigen Hauptsache gemacht, sie will nur so schnell wie möglich „selig" sein und vergißt die Vollendung des Reiches Gottes fast ganz darüber.

Es wurde gleich zu Anfang bei der Besprechung des Gleichnisses von dem reichen Mann und Lazarus gesagt, daß wir von jedem Versuche, tiefer in die unsichtbare Welt einzudringen, abgelenkt und ganz auf dieses Leben verwiesen werden. Es ist das eine Beobachtung, die wird nicht bloß an jener Stelle, sondern überhaupt in der ganzen Heiligen Schrift machen können. Der Verkehr mit den Abgeschiedenen, wie er bei den heidnischen Völkern allgemein gepflegt wurde, wird schon im Alten Testament strenge untersagt, und über die Zustände in der Totenwelt im allgemeinen, sowie über das sogenannte Paradies bewahren auch die neutestamentlichen Schriften durchweg ein gänzliches Stillschweigen. Außer einigen wenigen Andeutungen, wie z. B. wenn von den Engeln im Himmel gesagt wird, daß sie sich freuen über jeden Sünder, der Buße thue (Luk. 15, 7), oder daß die Engel der Kleinen allezeit sehen das Angesicht des Vaters im Himmel (Matth. 18, 10), und namentlich die Stelle im Briefe an die Hebräer (Kap. 12, 22. 23), da von dem himmlischen Jerusalem, den Myriaden von Engeln, der Festversammlung der Gemeinde der Erstgeborenen und den Geistern der vollendeten Gerechten geredet wird, wird uns von dem Leben im Himmel nichts erzählt, noch viel weniger ist von einer Beschreibung desselben die Rede. Es ist damit nicht gesagt, daß den Aposteln, besonders einem Paulus, nicht manche Einblicke in die unsichtbare Welt verstattet wurden, wie verschiedene Stellen aus dem Briefe an die Epheser und Kolosser, sowie die bekannte aus dem 2. Briefe an die Korinther (Kap. 12, 1—4) zeigen, wo er von einer hohen Offenbarung erzählt, die ihm zu teil geworden, über die er nichts Weiteres sagen durfte. Solche Enthüllungen waren eben nicht für die Allgemeinheit gegeben, sondern nur denen, deren Aufgabe es war, auch in jene Gebiete hineinzuwirken; sie gehören darum nicht zum Besitzstand der christlichen Erkenntnis überhaupt. Dieses Schweigen ist bedeutsam und sagt jedenfalls soviel,

daß wir unsere Blicke nicht auf die unsichtbare Welt richten sollen, noch viel weniger soll die Erwartung eines etwaigen seligen Zustandes nach dem Tode der Inhalt unserer christlichen Hoffnung sein.* Im Gegenteil werden die Glieder der Christengemeinden der Apostelzeit immer wieder und wieder aufgefordert, allen Eifer auf die Erfüllung der irdischen und göttlichen Pflichten, die für das gegenwärtige Leben gefordert sind, anzuspannen, damit sie bereit seien — nicht etwa einmal selig abzuscheiden, sondern bereit auf die Wiederkunft Jesu Christi. Der Tag des Herrn ist das unverrückbare Ziel, das allem andern voran steht, und ihm entgegenzugehen soll den alleinigen Antrieb bilden zu einem christlichen Wandel.

Gegen die zuletzt ausgesprochene Schlußfolgerung wird wohl kaum eine Einwendung zu machen sein. Jedoch, es finden sich einige Stellen, welche scheinbar nicht mit ihr zu vereinigen sind. Im Kolosserbrief (Kap. 3, 1. 2) ermahnt Paulus die Leser, „zu suchen, was droben ist" und er selbst äußert zweimal den Wunsch, dieser Welt enthoben zu werden und bei Christus zu sein (Phil. 1, 23 und 2 Kor. 5, 8). Diese Worte scheinen denn doch die Behauptung, wir sollten unsere Blicke nicht auf die unsichtbare Welt richten, in etwas zu entkräften.

Hiergegen ist zu sagen, daß die erstere Stelle durchaus nicht in einem Gegensatz zu unserem Standpunkte steht, wenn sie in ihrem Zusammenhang belassen wird; dann ist sie im Gegenteil nur eine Bestätigung seiner Richtigkeit. Wenn der Apostel auffordert, zu schauen auf das, was droben ist, wo der auferstandene Christus sitzt zur Rechten Gottes, mit dem wir auferstanden sind (aus der Sünde), und nicht auf das, was auf Erden ist, so ist hier nicht von Oertlichkeiten die Rede, sondern von irdischen, d. h. widergöttlichen und von göttlichen Dingen. Im 5. Vers fährt er fort: „Tötet die irdischen Glieder, Unzucht, Unreinigkeit" u. s. w. Also wieder ein Hinweis auf die Pflichten eines christlichen Wandels in der Gegenwart! Paulus denkt gar nicht an ein Versetztwerden in die jenseitige Welt, denn er sagt: „Wenn der Christus offenbar wird, euer Leben (wann? doch bei seiner Zukunft), dann werdet auch ihr mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit." Das heißt also: sich nie und nimmer einnisten in den Dingen dieser Welt, von daher nichts erwarten, sondern das Haupt erheben und auf den

* Dagegen streitet nicht die sechste Seligpreisung aus der Bergpredigt: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Es ist kaum anzunehmen, daß Christus damals an ein Schauen Gottes nach dem Tode dachte, sondern an ein Erfahren Gottes im Leben. Es kann auch an das Wort erinnert werden: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit" (1 Kor. 2, 10). Auch die Bitte aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 24): „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast," gehört nicht hierher, denn kurz vorher findet sich die andere: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt nehmest" (V. 15). Die Herrlichkeit Jesu war das Nahesein des Vaters, das sich in Zeichen und Wundern kund that. Als die Apostel das Innenwohnen des heiligen Geistes erfahren durften, da befanden sie sich in einer wesentlichen Verbindung mit der himmlischen Welt, im Wirkungskreise ihres erhöhten Herrn und sahen seine Herrlichkeit ganz anders, als bei Lebzeiten. Diesem ähnlich sind auch die andern Worte Jesu; Joh. 12, 25. 26. —

Auferstandenen blicken, leben nach den Gesetzen der himmlischen Welt, welche bald offenbar werden soll, das Zukünftige gegenwärtig machen — das ist der Inhalt dieser Worte. „Demzufolge lasset uns hinaus gehen aus dem Lager (dem gegenwärtigen Wesen dieser Welt), seine Schmach tragend. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" (Hebr. 13, 14).

Das zweite Wort Paulus (Phil.): „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christus zu sein," ist bekanntlich von Rom aus geschrieben und stammt sehr wahrscheinlich aus etwas späterer Zeit, als das vorhergehende. Der in Gefangenschaft sich befindende Apostel, der in seinem Wirken und Vorwärtseilen gehemmt ist, redet mit uns. Damals, so scheint es, war ihm der Gedanke näher gerückt, daß sich die Dinge nicht so rasch entwickeln möchten, wie er gehofft, und daß er vor der Wiederkunft seines Herrn aus seiner Arbeit abberufen werden könnte. Er hatte allerlei erlebt, was ihm die Arbeit erschwerte, er sah manche vom richtigen Wege abweichen (Phil. 3, 18. 19), und das alles liegt als ein schwerer Druck auf ihm. Da wäre es freilich für ihn das „bessere Teil", bei seinem Herrn zu sein. Zu diesem Wunsche kommt er also nur notgedrungen, er wird ihm durch die Lage der Dinge ausgepreßt; viel lieber wäre es ihm hingegen, er könnte den Sieg der Sache seines Herrn noch erleben. Nur ganz vereinzelt findet sich dieser Gedanke in den Schriften des Paulus und stand keineswegs bei ihm so sehr im Vordergrunde, wie bei den Christen unserer Zeit. Setzen wir einmal nur irgend einen unserer christlichen Männer, die von sich reden machen, an die Stelle des Apostels Paulus als Verfasser seiner Briefe, so würden uns ohne Zweifel derartige Seufzer sehr häufig begegnen als Abschluß fast jeder Gedankenreihe. Man hat sich gewöhnt, diesen Ausruf des großen Apostels so fleißig zu verwenden, als ob er nicht nur einmal, sondern wer weiß wie oft in seinen Briefen sich fände, und gleichsam den Mittelpunkt seines Glaubenslebens bildete; man nimmt seine Worte in den Mund, als ob man das vollste Recht dazu hätte. Stehen wir auch auf derselben Stufe wie er? Gewiß darf jeder wahre Nachfolger Jesu die Hoffnung haben, einmal völlig mit seinem Herrn vereinigt zu werden; aber eine gewisse Bescheidenheit ist denn doch am Platze. Ein Apostel Paulus stand in einer so innigen, man kann sagen, handgreiflichen Verbindung mit Christus, daß er mit Gewißheit sagen durfte: „Das Sterben ist mir Gewinn." Er hatte wiederholt Worte und Befehle seines Herrn empfangen, Wirkungen des Auferstehungslebens und der Schöpferkraft Gottes gingen auf Schritt und Tritt von ihm aus, bei ihm hatte sich die Verheißung Christi erfüllt: „Wer an mich glaubet, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen" (Joh. 7, 38). Er hatte ganz andere Beweise der Nähe des Herrn, als irgend einer, der es ihm heute nachthun will. Kurz, wir dürfen es nie vergessen, es ist der geistesmächtige Zeuge des erhöhten Christus, der hier redet. — Es scheint aber trotz allem die Thatsache bestehen zu bleiben, — wenigstens werden unsere etwaigen Gegner das festhalten — daß sich Paulus, wie man es sich gewöhnlich denkt, nach dem Sterben gesehnt habe und zwar mit der Hoff-

nung, es hernach besser zu haben. Wie unrichtig aber die erstere Annahme ist, und wie sehr sich seine Vorstellungen des Lebens nach dem Tode von den unseren unterscheiden, das wird die folgende Stelle klarer zeigen.

Die letzte der angeführten Stellen (2 Kor.) kann hier nur kurz behandelt werden, da sie in einem Zusammenhang steht, der über den Rahmen der gegenwärtigen Besprechung hinausgeht. Die betreffenden Verse (6—8) lauten: „Getrost daher allezeit bei dem Bewußtsein der Heimat des Herrn, die wir entbehren, solange wir unsere Heimat im Leibe haben — denn wir wandeln durch Glauben und nicht durch Schauen — getrost sind wir doch, und unser Sinn gehet darauf, die Heimat im Leibe zu vertauschen mit der Heimat bei dem Herrn." Diese Heimat bei dem Herrn bezeichnet Paulus in den ersten Versen des Kapitels als einen „Bau von Gott, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, eine Behausung vom Himmel". Er möchte weiter (V. 4) „lieber nicht erst entkleidet, sondern überkleidet werden, so daß „das Sterbliche vom Leben verschlungen würde." Es trifft das mit den anderen Worten aus dem 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes zusammen, wo von Verwandlung der die Zukunft des Herrn Erlebenden zur Zeit der letzten Posaune geredet wird. Es ist also keine „Sterbenssehnsucht", sondern das Verlangen zu der Herrlichkeit des Auferstehungslebens ohne Sterben emporgehoben zu werden, ein überaus kühner Gedanke, zu dem wir uns nicht mehr emporzuschwingen vermögen. Es war das aber bei Paulus nicht bloß ein Gedanke, oder ein Wunsch, sondern ein bewußtes Streben und Erfahren, und dieses hat er später durchaus nicht aufgegeben, wie seine Worte im Philipperbriefe beweisen (Kap. 3, 10. 11), wo sich die Ausdrücke finden: „Erkennen die Kraft seiner Auferstehung," und „ob ich gelangen möchte zur Auferstehung von den Toten". Diese ist ihm ferner „der Siegespreis der Berufung von droben" (V. 14). Auferstehung und Verwandlung sind aber identische Begriffe; ob das Sterbliche verwandelt, vom Leben aus Gott verschlungen wird, oder ob ein schon Gestorbener mit der himmlischen Leiblichkeit bekleidet wird, das bleibt sich im Grunde genommen gleich; es ist beides eine Schöpferthat Gottes. Dieser muß freilich notwendig ein Sterben vorangehen, aber nicht das leibliche, sondern das Sterben mit Christus, von dem Paulus im Römerbriefe ausführlich redet. Diese Vorbedingung war bei ihm erfüllt, denn er hatte offenbar die Gewißheit, die Auferstehung zu erreichen, auch dann, wenn die Zeiten im Reiche Gottes noch nicht so weit vorgeschritten wären, daß die Auferstehungskräfte der zukünftigen Welt schon in diesen Aeon hereinzuwirken vermöchten, mit anderen Worten, daß er noch dem leiblichen Tode verfallen müßte. Für diesen Fall war dem Apostel die Versicherung geworden, daß die Keime oder Anfänge der Auferstehung schon in ihm lagen, und dann nach dem leiblichen Sterben in der „Behausung vom Himmel", welche wir uns offenbar als einen Ersatz für den abgelegten irdischen Leib zu denken haben, hervortreten werden. Dann freilich konnte er seinem auferstandenen Herrn nahe sein und „ihn sehen, wie er ist", weil er ihm ähnlich war (1 Joh. 3, 2). Die Behausung vom

Himmel ist aber schon der Anfang der neuen Schöpfung des zukünftigen Aeons. Man sieht also, die Gedankengänge eines Paulus gehen ganz andere Wege, als die unsern; sie lassen sich gar nicht gegeneinander auswechseln, oder miteinander vergleichen. Wenn wir uns auch eingestehen müssen, daß wir sie nur in vielfach undeutlichen Umrissen zu erkennen vermögen, so ist doch ein Doppeltes klar ersichtlich. Einmal war für Paulus das leibliche Sterben durchaus nicht der einzige Weg, zu seinem Herrn zu kommen, — hätte er es doch lieber umgangen! Und zweitens erscheint es ihm, wenn er in die Nähe des Auferstandenen gelangen wollte, als unerläßliche Bedingung, gleichviel, ob er seine Zukunft noch erlebe, oder noch vorher aus diesem Leben scheiden werde, am Auferstehungsleben teil zu haben; die „Seligkeit im Himmel" ist bei ihm mit einer Leiblichkeit verknüpft.

(Schluß folgt.)

## Der Mensch, nach seinem Urzustande, als Gottes stellvertretender Erdenkönig.

**Rev. Rudolph Havighorst**, Bloomington, Illinois.

Die biblische Urgeschichte von der Erschaffung der Welt lautet nach 1. Mose 1, 1 wörtlich also: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Wann dieser Uranfang war, weiß man nicht mit Bestimmtheit; es mag lange Zeit vor Erschaffung der Menschen gewesen sein. In diesem Urzustande war die Erde wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe. Diesen Urmischmasch nennt man Chaos. Dieser Zustand dauerte fort, bis der Geist Gottes, als Vollender aller Dinge, brütend, belebend und formierend auf den Gewässern schwebte, und Gott sprach: „Es werde Licht!" Sollten die Geologen beweisen können, daß die Erde Millionen von Jahren alt sei, so würde dieses nicht mit der Bibel in Konflikt kommen, die ja auch auf einen Uranfang hinweist. Die biblische Urgeschichte lehrt uns ferner, daß Gott, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, der darnach in sechs Schöpfungstagen oder Perioden, die Erde zum Wohnplatz der Menschen herrichtete, und, nachdem er alles ordnungsgemäß vollendet hatte, zuletzt den Menschen schuf, als Ende, Ziel und Krone der irdischen Schöpfung.

Jeder der sechs Schöpfungstage, d. h. jede neue Epoche im Weltsystem, erschien nur infolge und kraft des allmächtigen Schöpferwortes: „Es werde!" Die Offenbarungsgeschichte lehrt uns, daß Gott, der überweltliche und persönliche Gott, Grund und Ursache der gesamten Materie und aller existierenden Dinge ist. Gott hat die Welt durch das Wort aus nichts geschaffen, und dieses Wort war im Anfang bei Gott, und war und ist Gott selbst, der Logos, der ewige Gottessohn, *eines* Wesens, *einer* Allmacht und Majestät mit dem Vater und mit dem Heiligen Geist. Aus seiner inneren allmächtigen Tiefe schreitet successiv die unbegreiflich große Schöpfung in Wirklichkeit hervor. Von der Schöpfung der Menschen berichtet die Schrift ferner: „Und Gott sprach:

— im Rate der heiligen Dreieinigkeit — Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere, und über die Vögel unter dem Himmel, und über alles Vieh, und über die ganze Erde, und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein." Dann heißt es ferner, wie die Schöpfung des Menschen ausgeführt wurde: „Und Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele." Die Einhauchung Gottes in den Menschen war des Geistes Einhauchung, und dadurch hatte Adam sein Entstehen als der lebendige und reine Urmensch. Mit der Erschaffung der Menschen vollendete Gott die Schöpfung und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken. Gott ruhete im Menschen, und der Mensch ruhete in Gott — das war der Ursabbat und seine Bedeutung.

Der Mensch ist also nicht, wie die Materialisten und Naturalisten träumen, aus einem gewissen Urschleim oder Urschlamm entstanden; auch ist er nicht, nach Darwins Lehre, durch stufenweise Evolution (Entwickelung) der Pflanzen- und Tierwelt zu der höchsten Entwickelungsstufe emporgestiegen; nein, er ist durch die schöpferische That Gottes geschaffen und ins Dasein gerufen worden. Gott schuf den Menschen nach den zwei Bestandteilen: Leib und Seele. Der Leib ist irdisch und sterblich, die Seele hingegen ist geistig und unsterblich. Der Mensch war ursprünglich nach seiner Art vollkommen, aber dabei war er unerfahren wie ein kleines Kind. Die Absicht Gottes war, daß er fort und fort durch Erfahrung und Experimente vieles lernen sollte, und somit klug werde. Aber dabei wollte Gott, daß der Mensch stets aus Erfahrung wissen sollte, daß ihm zu gehorchen und den eigenen Willen stets dem göttlichen zu unterwerfen, gut und recht ist, und nie sollte er die unglückliche Erfahrung machen, was es ist, etwas zu wollen und zu wählen, was dem guten Willen Gottes zuwider ist. Er war seiner Art nach vollkommen und dabei war er mit großen Seelenkräften begabt, die aber einer unbegreiflichen und fast unendlichen Ausbildung fähig waren.

In diesem Urzustande wußte der Mensch von keinen Schwächen und Gebrechen; er war völlig gesund und thatkräftig; Mattigkeit empfand er nicht. Gott schuf ihn erhaben über alle Geschöpfe der Erde, als ein vernünftiges, freies Wesen, und begabte ihn mit einem kräftig-klaren Erkenntnis-, Gefühls- und Willensvermögen. Er konnte richtig begreifen, urteilen und schließen; denn sein Herz war noch nicht unverständig und verfinstert durch die Sünde (Röm. 1, 21). In seinem Gemütsleben und in jeder anderen Beziehung war er vollkommen glücklich. Mit Willensfreiheit begabt, konnte er stets eine persönlich freie Wahl treffen; aber sein Wille war in Harmonie mit dem Willen Gottes, es war ihm natürlich, zu wollen, was Gott wollte. Der Mensch wurde ursprünglich von Gott, dem absolut guten und vollkommenen Urwesen, — wie kein anderes Geschöpf im ganzen Universum, soweit wir wissen — nach seinem Ebenbilde erschaffen; im Menschen spiegelte sich sein Bild

ab; er war vollkommen heilig, gerecht und gut, er war von der Fülle des göttlichen Lebens durchdrungen; im Menschen spiegelte sich die Klarheit Gottes mit all seinen Vollkommenheiten. Der Mensch war Gott ähnlich, er war edel und gut. Seinem inneren Wesen nach stammt er aus Gott, er ist von göttlichem Geschlecht. Von dem ewig unerschaffenen Urbilde war der Mensch das geschaffene, wohlgelungene Nachbild.

Dr. Sulzberger spricht sich hierüber in seiner christlichen Glaubenslehre auf folgende Weise recht trefflich aus: „Die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen umfaßte nicht einen einzelnen Teil desselben, sondern den ganzen Menschen in seiner moralischen und physischen Vollkommenheit. Wenn auch vornehmlich das innere geistige Leben zur Abschattung der göttlichen Herrlichkeitsfülle berufen ist, so müssen doch die Strahlen der inneren Gottebenbildlichkeit auch am Aeußeren, am Leibe des Menschen, wenigstens in soweit durchgedrungen sein und dieses Bild zur Erscheinung gebracht haben, als der Leib und die Seele in ursprünglichem Zustande ein harmonisches, vollkommenes Gebilde des Schöpfers sind."

Des Menschen Zustand gegenüber seinem Gott war ein Prüfungsstand. Gott gab ihm das Gesetz des vollkommenen Gehorsams, und die Möglichkeit dabei, vermöge seines freien Willens mit aller Leichtigkeit stets Gottes Willen und Gebot zu erfüllen; aber durch Mißbrauch seines Willens konnte er Gott untreu werden, Gottes Gebot übertreten und den Weg der ihm von Gott bestimmten Entwicklung verlassen. Das Gebot des vollkommenen Gehorsams bestand ohne Zweifel nicht allein in dem einen in der Schrift benannten *Verbot*, wir dürfen vielmehr mit Recht annehmen, daß es ebenfalls das uns von Christus gegebene neue *Gebot* in sich faßte, welches die Summa aller Gebote ist, nämlich das der vollkommenen Liebe zu Gott. Was anders ist die Natur des Ebenbildes der Herrlichkeit und Gerechtigkeit Gottes im Menschen, als Liebe? Denn Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Der Wohnort des Menschen war der schöne und anmutige Garten Eden. Obwohl die ganze Erde nach Gottes ursprünglicher Weltordnung gut und ordnungsgemäß gestaltet war, und noch keine Disharmonie oder irgend welche Unordnung vorhanden war, so war doch dieser Garten Eden als ganz besonderer Wohnort für die Menschen bestimmt, wo alles paradiesisch schön und herrlich war. Es war ein Garten der Wonne, eine Stätte der Lieblichkeit, Schönheit und Reinheit. Wie himmlisch schön und vollkommen muß es hier im Frühling der Welt gewesen sein! Hier war Gesundheit ohne Krankheit, Ueberfluß ohne Mangel, Wonne ohne Schmerz, Freude ohne Leid, Leben ohne Tod. Wie herrlich und anmutig lustwandelten die ersten Menschen wohl hier in heiliger Unschuld vor dem Herrn, dem Herrscher aller Lande, der ihnen in gottmenschlicher Gestalt als der ewige Gottessohn erschien, und sich mit ihnen unterhielt über irdische und geistige Angelegenheiten! Und wie harmonisch, melodisch, köstlich-süß muß jener tausendstimmige Gesang gewesen sein an dem ursprünglichen Schöpfungstage, da des Teufels Disharmonie noch ferne war, davon der Herr dem Hiob etwas

erzählte, als er ihn frug: „Wo warst du, da ich die Erde gründete; da mich die Morgensterne mit einander lobten und jauchzeten alle Kinder Gottes?“ Die Ewigkeit wird's uns offenbaren, wer all die waren, die in jenem heiligen Chor dem Herrn der Heerscharen ihr Loblied gesungen haben.

Der Urzustand des Menschen, als Prüfungsstand, war aber noch kein absolut vollendeter. Wäre aber der Mensch in seiner Prüfung bestanden und seinem Gott treu geblieben, so wäre der Leib auf dem Wege einer sanften Verwandlung, ohne den Proceß des Todes zu erleiden, in die volle Verklärung und Unsterblichkeit übergegangen, und die Möglichkeit des Sündigens und Abfallens wäre dann auf immer unmöglich geworden. Der Urzustand des Menschen, als Krone der irdischen Schöpfung, war ein Stand über allem Irdischen erhaben, und dabei war es ein Stand der Heiligkeit, der Unschuld und Liebe. Der Mensch war ein harmonisches Wesen, er lebte mit sich selbst, mit der Erde und mit seinem Gott in vollkommener Harmonie, und die ganze irdische Schöpfung, samt aller Kreatur, war nicht nur dem Schöpfer unterthan, sondern erkannte auch den Menschen, das sichtbare Ebenbild Gottes, als seinen Oberherrn und Beherrscher und Gottes stellvertretenden Erdenkönig an.

Wie war der Mensch, als Gott ihn schuf nach seinem Ebenbilde?
Wie war die Erd'? Wie war's im schönen Paradiesgefilde?
Als Gottes Will und Harmonie regiert' an allen Enden,
Und noch kein Widerspruch auf dieser Erde war zu finden?

Wer kann's verstehn? Der Mensch stammt her von göttlichem Geschlechte;
Den Engeln gleich, besaß er hohe, edle Menschenrechte;
Von Gott begabt, konnt' er, Gott gleich, begreifen, denken, lieben.
O Gott, ich staun, ich bete an, ich bin dazu getrieben!

Gott sprach zu ihm: Ich gebe dir das Erdreich zu verwalten,
Nur nimm ein Wort als Regel hin, das sollst du treulich halten!
Und bleibst du, edler Sohn, mir treu, sollst du das Reich ererben;
Doch merke dir, brichst du mein Wort, dann wirst du ewig sterben!

## Santa Klaus und Weihnachten.

P. C. H. A. van der Smissen, Summerfield, Ill.

Da in vielen amerikanischen Familien nach Weihnachten gefragt wird: „Was hat dir der ‚Santa Klaus‘ gebracht?“ und da auch in manchen deutsch-amerikanischen Familien der Santa Klaus an Weihnachten das Christkindchen verdrängt und sich sogar in die Weihnachtsgedichte und kirchlichen Weihnachtsfeiern eindrängt, so mag es vielleicht für manche interessant sein, zu erfahren, wer denn eigentlich Santa Klaus war, und wie er das Christkindchen verdrängen konnte. Im nachfolgenden wollen wir versuchen, etwas darüber zu sagen.

Santa Klaus, St. Nikolaus, war um das Jahr 300 Bischof von Myra in Lycien. Dies ist alles, was die Geschichte von ihm weiß. Die römische Sage hat aber einen reichen Kranz um ihn gewoben, und er

ist einer der volkstümlichsten, beliebtesten Heiligen, nicht nur der römischen, sondern auch der griechischen, und besonders der russischen Kirche geworden.

Die Sage, deren Anfänge wir im 10. Jahrhundert finden, erzählt folgendes: Als Nikolaus geboren war, stand er im ersten Bade auf, und dankte Gott mit gefalteten Händen, daß er ihn habe das Licht dieser Welt erblicken lassen. Schon als Kind zeigte sich seine Frömmigkeit in mancherlei Weise. Er studierte in Klosterschulen und ward Geistlicher. Sein ererbtes Vermögen verteilte er unter die Armen. Deshalb ist er der Heilige der Armen, und da Diebe und Räuber meist arme Leute sind, so wurde er ihr Heiliger. In England wurden in früherer Zeit die Buschklepper „Clerks of St. Nicholas" genannt; oft gaben sie der Kirche den Zehnten ihres Einkommens.

Ein bankerotter Edelmann wollte seine drei Töchter einem Leben der Schande übergeben, weil er sie ohne Mitgift nicht standesgemäß verheiraten konnte. Da warf St. Nikolaus in drei aufeinander folgenden Nächten einen Sack voll Geld oder eine goldene Kugel in ein offenes Fenster. In der dritten Nacht überraschte ihn dabei der Vater, aber der Heilige ließ ihn versprechen, ihn nicht zu verraten; daher kommt die Heimlichkeit bei den Gaben des St. Nikolaus. Die drei goldenen Kugeln wurden das Abzeichen des Heiligen, das sich auf allen seinen Bildern findet. Da er auch der Heilige der Kaufleute ist, so wurden die drei goldenen Kugeln ihr Wahrzeichen. Weil nun die Kaufleute früher meist Geldverleiher waren, so blieben die drei goldenen Kugeln des Heiligen St. Nikolaus ihr Merkmal, sowie das der Pfandleiher, und noch jetzt schmücken sie manches jüdische Pfandhaus.

Der Heilige machte einst eine Reise nach Jerusalem und stillte unterwegs einen Sturm; da wurde er der Heilige der Schiffer. Seine Kirchen waren vielfach in der Nähe der See, so daß ausfahrende und einlaufende Schiffer dort bitten und danken konnten. Auf der Reise kam er in ein Wirtshaus, wo der Wirt drei Jünglinge, welche bei ihm übernachten wollten, geschlachtet und in Fässern eingesalzen hatte. Er setzte dem Heiligen das Fleisch zum Essen vor. Dieser aber betete über den Fässern, in denen ihre Leiber eingesalzen waren, und alsbald stiegen sie lebendig heraus. So wurde er der Heilige der jungen Leute und Reisenden. Gefangene Soldaten befreite er wunderbar, Getreide vermehrte er.

In Myra wurde er durch ein Wunder zum Bischof gewählt, indem Gott dem Kapitel offenbarte, daß der neue Bischof am nächsten Morgen als erster in die Kirche kommen werde. Auf der Synode zu Nicäa war er anwesend und schlug den Arius für seine Irrlehren ins Gesicht. (Sein Name ist aber nicht in den Protokollen, und kein Schriftsteller erwähnt ihn.) Er starb am 6. Dezember 326. So wurde der 6. Dezember der St. Nikolaustag. Er wurde in der Kirche von Myra begraben, und aus seinem Grabe floß ein wohlriechender, heilsamer Balsam. Im sechsten Jahrhundert weihte Kaiser Justinian dem heiligen Nikolaus eine Kapelle. Da viele Leute zum Grabe des Heiligen nach Myra wallfahrteten, so suchten die Venetianer den Leichnam zu rauben;

sie wurden aber zurückgeschlagen. Nachdem die Türken das Land verwüstet, machten sich 1087 einige unternehmende Kaufleute von Barum, in Apulien, Italien, auf nach Myra. Sie fanden nur drei Mönche am Grabe, und nahmen den Leichnam mit; deshalb heißt der Heilige jetzt St. Nikolaus von Barum.

Es wurde viel dahin gewallfahrtet, und auch das Wunder mit dem wohlriechenden, heilsamen Balsam erneuerte sich. Auch die Venetianer behaupteten, den Leichnam des heiligen Nikolaus zu haben, aber der von Barum hatte immer den Vorzug.

St. Nikolaus war der volkstümlichste Heilige, daher aber auch der vielbeschäftigste. Als Heiliger der Kinder, besonders der Schulknaben, wurden oft Schulen nach ihm genannt und ihm geweiht. Als Heiliger der Jünglinge, Reisenden, der Armen, der Jungfrauen, der Kaufleute, der Seefahrer, der Diebe und Räuber hatte er überall viel zu thun. Der 6. Dezember ist der St. Nikolaustag, Santa Klaustag, Sünnerklaastag. An diesem Tage wurden in vielen Gegenden die Kinder beschenkt.

Merkwürdig ist es, daß, während mit der Reformation die Herrschaft und Verehrung aller Heiligen in protestantischen Gegenden aufhörte, St. Nikolaus bis auf den heutigen Tag seinen Tag und seine, wenn auch anders geartete Verehrung und Feier hat, selbst in dem streng reformierten Holland. In der Schweiz, in Westdeutschland und Holland wird sein Tag in verschiedener Weise gefeiert. Es verband sich in Deutschland mit der Sage vom St. Nikolaus die vom Knecht Ruprecht oder Rupert; es ist dies wohl eine Darstellung des alten deutschen Gottes Wodan. Während die älteren Bilder den heiligen Nikolaus als Bischof mit dem Evangelienbuch und den drei goldenen Kugeln darstellen, wurde er im Volksmund der Pelznickel, der im Pelze eingemummt mit Geschenken und einer Rute für die Kinder beladen kommt. So erscheint auch der Santa Klaus in Amerika.

In Mitteldeutschland klopft am Abend des 5. oder 6. Dezember der Pelznickel an die Thür. Er kommt im Pelze oder schweren Winterrock eingehüllt, mit großem, weißem Bart und Pelzmütze, schwingt die Rute und fragt, ob die Kinder artig gewesen seien, ob er dem Christkindchen, als dessen Diener und Bote er erscheint, sagen könne, daß hier gute Kinder seien, denen das Christkindchen etwas bringen könne. Lautet die Antwort günstig, oder versprechen wenigstens die Kinder, artig zu sein, so öffnet er seinen Sack und läßt Aepfel und Nüsse in die Stube regnen. In Holland und England wurden am 5. Dezember abends Schuhe vor die Thür gestellt, oder Strümpfe am Kamin aufgehängt, damit der gute Heilige in der Nacht heimlich sie mit Geschenken füllen könne.

Ein Reimchen deutet auf diese Heimlichkeit: „Sünnerklaasabend, denn gan wi na baben, denn piepen de Müs in Grotvader sin Hüs."

In meiner streng protestantischen Heimat, Friedrichstadt, ward Sünnerklaasabend in eigentümlicher Weise gefeiert. Die Stadt war von Holländern 1621 angelegt worden, und diese Sitte war wohl mit ihnen gekommen, hatte sich erhalten und ausgebildet. Morgens wurden

hete Wecken und Bollen (heiße Wecken und Ballen) gegessen. Die Geschäftsleute machten besondere Ausstellungen ihrer Waren; besonders Bäcker und Zuckerbäcker thaten ihr möglichstes. Abends ward an verschiedenen Plätzen ein Glücksspiel gemacht. Gegen einen kleinen Einsatz durfte jeder einmal den Zeiger auf einem Roulette, einem mit Nummern versehenen runden Brette, herumwerfen, und wer die höchste Ziffer warf, d. h. wenn der Zeiger auf der höchstgeworfenen Ziffer stehen blieb, der erhielt eine Karte mit dem Wert aller Einsätze und konnte dafür bei dem Geschäftsmanne Sachen kaufen. Sobald sich genug Spieler zusammen fanden, ging das Spiel von neuem an. Diese nicht gute Sitte sollte die Gunst des Heiligen gegen die Kinder darstellen.

In Holland wurden die Kinder am 6. Dezember beschenkt. Diese Sitte hatte ein lieber alter holländischer Herr und Kinderfreund aus seiner alten Heimat in seine neue übertragen. Er lud seine Kinder, Enkel und des Pastors Kinder ein. Alles harrte mäuschenstill auf die geheimnisvollen Bewegungen im Nebenzimmer; endlich läutete eine kleine Glocke, und plötzlich sprangen die Flügelthüren auf und unter einem Regen von Nüssen krabbelten alle Kinder auf dem Boden. Dann suchte jedes seinen Platz und fand Aepfel, Kuchen und allerlei nützliche und angenehme Geschenke oder Spielsachen. Mit leuchtendem Gesicht wurden die Schätze gezeigt und dem lieben alten Herrn, der strahlenden Angesichts der Kinderfreude zusah, gedankt. So wird der Tag des katholischen Heiligen in protestantischen Gegenden gefeiert.

Aber was hat Santa Klaus mit Weihnachten zu thun, da sein Tag am 6. Dezember ist? Diese Frage kann nur durch Vermutungen gelöst werden.

Vielleicht haben wir eine Erklärung in der Sitte, daß in England am St. Nikolaustage an mehreren Orten ein Knabenbischof gewählt wurde, dessen Amtsverrichtungen (von denen nur die Messe ausgeschlossen war) bis drei Tage nach Weihnachten, dem Tage der unschuldigen Kinder, währte. So könnte man sagen, St. Nikolaus regiere vom 6. Dezember bis zum 28. Dezember.

Der Hauptgrund, weshalb in vielen Familien und Kirchen die Erinnerung an das Kommen unseres Heilandes, die Hinweisung auf die größte Himmelsgabe, durch einen sagenhaften Heiligen verdrängt worden ist, liegt wohl darin, daß der böse Feind verhüten wollte, daß das liebe Christkind schon den Kinderherzen als eine liebevolle und liebenswürdige Person hingestellt werde.

Der verweltlichten Kirche ist Santa Klaus als theatralische Person viel angenehmer und bequemer, als der Gott uns zu retten von der Welt und Sünde.

Die frohe Botschaft: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Gottes- und Menschensohn, der aus Liebe zu uns armen Menschen kam, um eingeborenen Sohn gab", verlangt als Wiederhall jenes andere Wort: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet!"

# Was soll der Prediger hauptsächlich studieren?

P. Ch. Stückemann, Summerfield, Ill.

Man hört oft den Ausdruck: „Jener ist ein studierter Prediger.“ Wir glauben aber, wie auch unsere Frage andeutet, daß man einem Prediger ein viel besseres Zeugnis ausstellt, wenn man von ihm sagt: „Er ist ein studierender Prediger.“ Wir wollen studierte Prediger gar nicht verachten, aber unser Ideal ist der studierende Prediger, der denkende Beobachter, der forschende Geist, welcher sich nicht mit dem bloßen *ipse dixit* eines andern begnügt, und zufrieden ist, bloßer Wiederholer der Ansichten anderer zu sein. Die doppelte Parole der Kirche dürfte lauten: wohlvorbereitete Predigtamtskandidaten und studierende Prediger.

Als Studierender hat der Prediger verschiedene Gebiete vor sich. Diese Mannigfaltigkeit erhellt aus seiner Stellung als Lehrer, Führer Hirte, Botschafter. Somit sind die Forderungen an ihn so ziemlich allseitig. Dieser Umstand läßt uns sogleich erkennen, daß wir die uns gestellte Frage nicht beantworten sollen noch können, mit der Angabe einer Liste von Büchern, welche des Predigers Bibliothek enthalten und die der Prediger studieren soll. Wer wäre imstande, eine solche Liste vollständig zu geben? Wohl könnte vielleicht jemand, welcher die nötigen Mittel besitzt, für sich eine vollständige Bibliothek einrichten; aber deshalb wäre sie für einen anderen doch nicht vollständig, weil, was dem einen entspricht, dem anderen gar nicht passen mag. Die Bibliothek drückt die Individualität des Besitzers aus. Kurz, die Frage: „Was soll der Prediger hauptsächlich studieren?“ verlangt die Andeutung der Hauptgebiete, auf welchen der Prediger in seinem Studium sich bewegen soll. Welches sind diese Hauptgebiete? Antwort: 1. Die Bibel. 2. Er selbst. 3. Seine Umgebung.

1. Daß die Bibel ein Hauptgebiet des Studiums sein und bleiben soll, bedarf wohl keines Beweises; jedoch zur Erhärtung der aufgestellten Behauptung diene folgende Meditation über: Ein Prediger ohne Bibel. Er ist ein Botschafter ohne Botschaft, ein Führer ohne Kenntnis des Weges. Er soll trösten und hat keine Quelle, daraus er Trost schöpfen kann. Er soll heben, wecken und veredeln, aber ihm fehlt der zuverlässige Stützpunkt. Er soll Nahrung bieten und weiß keine Weide. Er soll Frucht sammeln und hat keine Saat. Er soll verborgene Schäden aufdecken und hat weder Sonne noch X-Strahlen. Er soll zünden und hat kein Feuer. Er soll Feinde besiegen und ist entwaffnet. Er soll aufklären, und das Licht fehlt ihm. Doch genug! Wir glauben uns zur Behauptung berechtigt, daß die Bibel in ihrem ganzen Inhalt eines der Hauptgebiete bildet, auf welchem das Studium des Predigers sich bethätigen sollte. Befleißige dich, ein Arbeiter zu sein, der Gott gefallen und sich nicht zu schämen braucht, der da recht teile das Wort der Wahrheit (2. Tim. 2, 15).

Das regelrechte Studium der Bibel erfordert eine Kenntnis der

beiden Sprachen der Bibel, des Hebräischen und Griechischen. Kommentare finden hier auch ihre Verwendung, sowie solche Werke, welche orientalische Leute, Länder und Sitten beschreiben. Kein Geringerer als John Wesley nannte sich einen *Homo unius libri.*

2. Auch sich selbst hat der Prediger als ein Hauptgebiet seines Studiums anzusehen. Die Ermahnung des Apostels „Versuchet euch selbst, prüfet euch selbst" gilt auch dem Prediger. Der Schlüssel zu den Herzen, denen der Prediger dienen soll, ist sein eigenes Herz. Schiller sagt: „Willst du die anderen verstehen, blicke in dein eigenes Herz." In den stillen Stunden der Meditation wird der Schatz gebildet, aus welchem der Prediger als der gute Haushalter Altes und Neues bringt, und er wird nur dann die Wahrheiten der Bibel anderen warm und packend ans Herz legen, wenn er sie zuvor im stillen ans eigene Herz gelegt hat. In der Verborgenheit des Studierzimmers, unter den erleuchtenden Strahlen der göttlichen Liebe und Wahrheit Blicke ins eigene Herz zu thun, ist durchaus nicht der geringste Teil der Arbeit eines wirklich studierenden Predigers. Das Ergebnis wird nicht immer gerade schmeichelhaft für den Betreffenden sein, aber ist er aufrichtig, so wird solche Beschäftigung immer vorteilhaft sein. Auf diesem Gebiete findet er Verwendung für die Psychologie und Sittenlehre, sowie für die Biographien frommer Männer und Frauen alter und neuer Zeit, und die Beschaffung der besonderen einschlägigen Werke, welche die Eigentümlichkeit und Veranlagung bestimmen, fügt wieder andere wertvolle Bücher der wachsenden Bibliothek zu.

3. Das dritte Hauptgebiet, auf welches der studierende Prediger seine Aufmerksamkeit zu lenken hat, bildet seine Umgebung. Ein ebenso wahrer, als oft citierter Ausspruch lautet: „Die Welt ist mein Kirchspiel und Seelenretten ist mein Beruf." Wie kann aber ein Prediger einem Kirchspiel vorstehen, das er nicht kennt, oder Seelen retten, mit welchen er nicht in nähere Berührung tritt? Hier bietet sich dem Prediger ein stets wechselndes Gebiet von solcher Mannigfaltigkeit, daß dem Studium ein nie versiegender Reiz geboten wird. Hier stellen sich ihm Probleme dar, deren Lösung seine besten Geistes- und Herzenskräfte beanspruchen. Paulus sagt von sich: „Ich bin jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache" (2 Kor. 9, 22). Diese wunderbare Anpassung wurde ihm sicherlich nur dadurch möglich, daß er suchte, sich nachdenkend und teilnehmend in die Lage derer, unter welchen er wirkte, zu versetzen. Das neue und mannigfaltige dieses Gebiets liegt nicht nur darin begründet, daß der Prediger mit jedem neuen Arbeitsfeld andere Leute und neue Verhältnisse vorfindet, sondern auch darin, daß die Verhältnisse derer, unter denen er jetzt wirkt, sich stets verändern. Man denke nur an Taufen, Trauungen, Sterbefälle, Krankheiten, Unglücksfälle, das Aelterwerden der Kinder, das Abnehmen der Kräfte bei den Eltern u. s. w. Hier ist eine Mutter, mit welcher der Prediger bei fast jedem Besuch über geistliche Angelegenheiten reden kann. Ihr Herz öffnet sich solchen Unterhaltungen, wie der Kelch der Blume dem Sonnenschein und Tau; aber durch einen plötzlichen, herben Schicksalsschlag droht ihr Herz sich zu

verschließen. Hier stellt sich nun dem Prediger, sofern er auch Seelsorger ist, die keineswegs leichte Aufgabe, auszusinnen, wie das Herz wieder zu öffnen, auf daß er demselben in seiner Nacht der Anfechtung und Traurigkeit Licht und Trost spenden könne. Der Schlüssel zum Herzen kommt einem nicht im Schlaf. Er muß gesucht werden. Es ist zu befürchten, daß manchen Predigers Kanzelarbeit, welche an sich tadellos ist, durch gedankenlose oder versäumte Seelsorge fruchtlos bleibt, oder doch nicht solche Früchte zeitigt, wie man sie mit Recht erwarten dürfte.

Ein Prediger kommt auf ein neues Arbeitsfeld. Er soll den Leuten hier ein Bote des Heils, ein geistlicher Führer sein. Wird er nun nicht, sofern er kein Mietling ist, sich allen Ernstes die Fragen stellen: Wie kann ich meine Aufgabe diesen Leuten gegenüber lösen? Welcher Art sind ihre besonderen Bedürfnisse? Wird meine frühere Wirkungsweise hier angemessen sein? Die Antwort auf solche Fragen wird nicht erträumt, sondern nur durch nachdenkende Beobachtung und brüderlichen Umgang ermittelt. Eine Familie, bestehend aus Gliedern oder Nichtgliedern der Kirche, läßt sich auf dem Arbeitsfelde eines Predigers nieder und wieder steigen die Fragen bezüglich der Familie auf, wie sie bezüglich der neuen Gemeinde aufsteigen. In der Beantwortung derselben kommen Bildungsgrad, frühere Einflüsse, Erziehung und vorherige Umgebung der betreffenden in Betracht. Auf diesem Gebiet wird der Prediger nie ausstudiert haben; er wird aber durch gewissenhafte und treue Arbeit sich einen Schatz sammeln, welcher alle Bücher der Gleichnisse und Beispiele, *Illustrative Gatherings* und *Homiletic Cyclopædias* weit übertrifft. Er findet hier den Trieb und die Anregung zum Studium der Umgangssprache, Redekunst, Zeitfragen, Humanitätsbewegungen, Profan- und Kirchengeschichte, und *"last, but not least,"* Sociologie. Auch hier wird die Anschaffung einschlägiger Werke eine hübsche Vermehrung der Bibliothek zur Folge haben.

Hat sich ein Prediger eine Zeit lang auf den angedeuteten drei Gebieten gewissenhaft beschäftigt, so wird der Beantwortung der Frage: „Welche Bücher soll ich anschaffen?" nur noch die Schwierigkeit bleiben, welche der Zustand seiner Kasse veranlaßt.

## Sonntagsheiligung.

Prof. **Th. Rodemeyer**, Ph. D., St. Paul Park, Minn.

In wiefern kann der Sonntag wie für religiöse Zwecke, so auch für die leibliche Ruhe und für das sociale Leben verwandt werden?

Nach den Ansichten und Reden unzähliger Leute zu urteilen, ist die Frage: „In wiefern kann der Sonntag für die leibliche Ruhe verwandt werden," sehr einfach beantwortet durch: „Nichtsthun, dann hat man Ruhe"; denn von einer thätigen Ruhe — so widersprechend auch der Ausdruck klingen mag — haben viele keine Ahnung. Für den zweiten Punkt, das sociale Leben, verweist man uns auf die Zusammenkunft der Leute im Gottesdienste, — das sei das sociale Leben am Sonntage.

Doch wir können uns mit dieser Erklärung nicht begnügen, sondern müssen uns fragen: Was bedeutet „Ruhe" im allgemeinen, und „Sabbatruhe" im besonderen.

Ruhe heißt „aufhören mit einer Arbeit, welche den Körper oder den Geist in Anspruch nimmt, und zwar meistens so, daß dieselben das Gefühl der Ermüdung haben." Es ist durchaus nicht gesagt, daß das, was man Ruhe nennt, weniger Ermüdung herbeiführt, als die vorhergehende Arbeit. Die Ruhe besteht in diesem Falle in der Abwechslung. Die gewöhnlichen Beschäftigungen der griechischen Jünglinge waren die gymnastischen Uebungen — wollten sie sich ausruhen, so pflegten sie der Erholung, σχολή, Schule; heutzutage ist es umgekehrt: nach der Schule wollen die Studenten körperliche Uebung.

Speciel die „Sabbatruhe" ist ein Einstellen aller der Thätigkeiten, die nicht in direktem Zusammenhange mit dem Gottesdienste stehen. Nach dem jüdischen Begriff der Sabbatruhe, welcher dann noch durch pharisäische Paragraphen im einzelnen bestimmt wurde, richtete man sich bei der christlichen Sonntagsfeier. Und doch nicht ganz; wir erlauben uns doch, trotz 2 Mose 35, 3, Feuer anzuzünden, und trotz 2 Mose 16, 27—30 (wie es von den Pharisäern ausgelegt wurde) sehen wir es gerne, wenn auch solche, die weiter als 2000 Ellen von der Kirche entfernt wohnen, die Gottesdienste besuchen. Kurz, unser Sonntag unterscheidet sich von den Wochentagen dadurch, daß an demselben nur das durchaus Notwendige für die persönlichen Bedürfnisse gethan werden soll, während im übrigen die ganze Zeit und alle Kräfte im Dienste Gottes sollen verwandt werden.

Unter dem Ruhen Gottes am siebenten Tage ist nie und nimmer ein Nichtsthun zu verstehen, denn wir lesen gleich wieder von Gottes Thätigkeit: „Er segnete den Sabbattag", d. h. er erschloß eine unerschöpfliche Quelle, welche durch alle Zeiten geflossen ist und Millionen Erquickung gebracht hat. Er „heiligte ihn" will wohl sagen, daß Gott den Sabbat mit solchen Bestimmungen schmückte, welche den Menschen veranlassen sollten, in ganz besonderer Weise mit seinem Schöpfer zu dessen Freude zu verkehren.

Praktisch vorgelebt hat uns der Heiland die Sabbatheiligung. Bei ihm ist jedoch kaum ein Unterschied zu entdecken in seinem Verhalten am Sabbat und an den übrigen Tagen: auch am Sabbat heilte er, ließ die Jünger Aehren ausraufen und tadelte es nicht, daß der Priester am Sabbat ebenso schwere Arbeit that, wie sonst (Matth. 12, 5); er wies auf das Notwerk hin, wenn ein Schaf oder Ochse in den Brunnen fallen sollte (Matth. 12,11; Luk. 13, 15; 14, 5). Christus läßt das Institut im ganzen bestehen nach seinem Urteil: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbats willen" (Mark. 2, 27). In unermüdlicher Thätigkeit bestand Jesu Sabbatheiligung. — In mancher Beziehung, z. B. körperlich, arbeitet der Prediger Sonntags mehr als an anderen Tagen: ist er deshalb ein Sabbatschänder?

Wie soll der Laie den Sonntag feiern, ihn zur leiblichen Ruhe verwenden? Soll der Arbeiter sich im Hause hinsetzen und ein

„frommes Buch" lesen; wäre ihm das eine Erholung, ein Ausruhen, zumal er sonst schon sitzende Beschäftigung hat? Soll er seinen Kindern und seiner Frau, die sich darnach sehnen, den Hausvater für einen Tag ganz für sich zu haben, soll er ihnen die Bitte, einen Spaziergang oder eine Spazierfahrt zu machen, abschlagen mit dem Hinweis auf das Gebot der Ruhe, die so viele mit dem Zustande des Todes gleichstellen? Wie manchem ist durch eine unrichtige Auslegung von Sonntagsheiligung schon der Sonntag verbittert worden, so daß er ihn nur ungern kommen sieht, da er ihm doch nur fast unerträgliche Fesseln anlegt.

Zur ersehnten leiblichen Ruhe gehört bei einem großen Prozentsatz unserer Nebenmenschen das Sich-ergehen im Freien, das Hinauswandern aus der oft sehr ungesunden Luft der Stadt oder mancher Stadtteile in den Wald oder Park oder an das Wasser; und da es oft nicht gut möglich ist, sich diese Wohlthat zu verschaffen, ohne die Pferde-, elektrische oder Dampfeisenbahn zu benutzen, also auch Geld auszugeben, so dürfte diese Art des Fortkommens nicht als verwerflich bezeichnet werden. Man mag einwenden, daß dadurch wiederum andere Leute, Motormänner und Kondukteure, zur Sonntagsarbeit veranlaßt werden, doch gehört dieser Punkt, bei dem auch das Gewissen ein Wort mitzureden hat, nicht hierher. Wohlverstanden: hier wird auch nicht mit einer Silbe Partei genommen für die sonntäglichen Vergnügungen und Vereinsausflüge, bei denen sich doch wohl höchst ausnahmsweise auch nur ein Gedanke himmelan schwingen kann. Für jemanden, der während der ganzen Woche im Freien sich bewegt, ist das die Ruhe, daß er sich ruhig hinsetzen kann, und nur die allernotwendigsten Bewegungen mit Armen und Beinen macht. Welcher von den beschriebenen Männern hat nun die rechte Sabbatruhe? Beide; denn der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht. —

Es giebt Leute, welche es verdammen, wenn man am Sonntage Besuche macht oder empfängt, es sei denn, man besuche Kranke oder thue direkte Missionsarbeit; sie wollen also dem socialen Leben einen starken Riegel vorschieben. Soziales Leben kann nur da gepflegt werden, wo wenigstens zwei Personen bei einander sind. Mancher Junggeselle kann — nach obigem Verbot — kein soziales Leben am Sonntag führen, da es ihm untersagt ist, Besuche zu machen. Er kann des Vorrechts des socialen Lebens sich nur dann erfreuen, wenn sein Freund krank oder unbekehrt ist. Wer sich nach der Ansicht jener Leute richtet, dem wird viel von der christlichen Liebesthätigkeit hinweggenommen, Besuch und Unterhaltung der Armen, Witwen und Waisen; man kann es denen, die aus gewissen Ursachen sich einsam und verlassen fühlen, nicht zum Bewußtsein bringen, daß sie gerade heute, am Tage des Herrn, auch noch Menschen um sich haben, die ihnen helfen möchten, das Gefühl der Verlassenheit los zu werden. Für viele ist es einfach unmöglich, mit ihren Freunden zusammen zu kommen, außer am Sonntage. Soll man nun einem furchtbaren Sonntagsgesetze zufolge die Bande der Freundschaft lockern oder gar brechen? Selbst wenn man den Freund in der Kirche trifft, so wird doch niemand sagen, daß das genug sei für das Herz eines Freundes.

Außer den Freundschaftsbesuchen ist es ganz gewiß Christenpflicht, den Sonntag zu Werken der Nächstenliebe zu benützen, indem man Kranke besucht; doch dieser Punkt streift schon das Gebiet der Sonntagsheiligung für religiöse Zwecke, auf die hier nicht ins einzelne soll eingegangen werden, weil darin wohl alle Christen übereinstimmen, daß man vor allen Dingen die Gottesdienste besuche, sich um das Heil seiner eigenen Seele, sowie der Seelen anderer bemühe und alles vermeide, was sie auf rein weltliche Dinge, Gedanken und Handlungen führe.

Der Meinung des Schreibers gemäß ist es wohl nicht möglich, eine für alle Menschen gültige, bis ins einzelne genau festgesetzte Linie zu ziehen, was für jeden am Sonntage erlaubt oder verboten sei. Wir dürfen gewiß auch den Weisungen Pauli Aufmerksamkeit schenken, welcher Kol. 2, 16 sagt: „So lasset nun niemand euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbate, welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo."

Wenn mit dem jüdischen Ceremonialgesetze auch die jüdischen Feste aufgehoben wurden und die apostolische Kirche keine direkt göttlich eingesetzten Wochen- und Jahresfeste hat — weil ja das Leben des Christen ein beständiger Fest- und Gottesdienst sein soll — so hat die Kirche dennoch, nicht aus Zwang, sondern aus dem Bedürfnis der christlichen Gemeinschaft heraus und als ein köstliches Gnadenmittel, den Sonntag eingeführt.

„Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiß."

## Ein ganzes biblisches Buch als Text.

P. W. Eßlinger, Laporte, Ind.

Wir haben im allgemeinen die Gewohnheit, einen Bibelvers oder auch nur einen Teil eines solchen als Text zu wählen. Kurze Texte erfreuen sich besonderer Beliebtheit. Dabei sind sie oft weiter nichts als ein Vorspann, und was folgt, hat sonst keine Verbindung damit. Ist nicht der größere Spielraum, den sie scheinbar gewähren, der Hauptgrund ihres Vorzugs? Daß ein längerer Abschnitt eine lange Predigt fordere, ist ein Irrtum. Wir machen mit unserer immerwährenden fragmentarischen Behandlung der Bibel einen nachteiligen Eindruck, den nämlich, als ob die Bibel nur in abgerissenen Sätzen betrachtet werden könne, als ob sie in sich außer dem historischen Teil keinerlei Zusammenhang hätte, als ob die inspirierten Schriftsteller nur allerlei schöne, fromme Worte aneinander gereiht hätten, ohne wirklichen inneren Zusammenhang. Die Heilige Schrift ist aber keine Fragmenten-Sammlung.

Das Wort Gottes ist das Buch der Bücher, und es gehört zum Beruf des evangelischen Predigers, ein wahres Verständnis für das-

selbe zu wecken und zu pflegen. Durch unsere fragmentarische Weise ermutigen wir kein zusammenhängendes, gründliches Studium der Bibel. Wir geben zu sehr ein Bild der Zerrissenheit. Es ist überhaupt oft zu wenig innerer Zusammenhang in der Reihenfolge unserer Predigten, zu viel Haschen und Suchen nach stets Neuem, Pikantem, und man vergißt dabei, daß die Bibel das edelste Buch ist, eine Sammlung der erhabensten Schriften, die so viel enthalten, was noch die wenigsten eingehend betrachtet haben.

Wir werden aber ein biblisches Buch so gut wie irgend ein anderes erst dann recht verstehen, wenn wir mit dem Verfasser, seinen Motiven und seinem Zweck bekannt geworden sind, wenn wir in den Geist desselben eindringen und uns Zeit und Umstände vergegenwärtigen. So ein Buch läßt sich wohl am ehesten in einer Bibelstunde betrachten — schade nur, daß sie dem Geschmack unsrer Zeit nicht recht gefallen will. Aber die packendste Wahrheit läßt sich doch am kräftigsten darstellen in einer Predigt. Die Predigt soll eine göttliche Botschaft sein; ein biblisches Buch ist ein Werk der Inspiration, darum sollten wir auch seine ganze Bedeutung einmal in einer Predigt darlegen.

Wie nun ein ganzes biblisches Buch als Text mit wirklichem Nutzen gebraucht werden kann, das läßt sich am besten durch Beispiele zeigen. Wir wollen z. B. das Buch Hiob in einer Predigt behandeln. Die Frage ist zuallererst: Wer hat das Buch geschrieben? Der Verfasser ist nicht genannt, doch ist es nicht so unwahrscheinlich, daß kein geringerer als Mose das Buch geschrieben hat. Die Erzählung hat er bei seinem Schwiegervater Jethro gehört. Was ist nun der Zweck des Buches? Die Wandlungen im Leben Hiobs werden erzählt, um die Frage zu beantworten: Woher stammen menschliche Leiden, und wozu sollen sie dienen? Der Inhalt kann nun dargestellt werden in folgender Weise: I. Tage des Glücks. Hiob besitzt fürstlichen Reichtum, eine blühende Familie, erfreut sich hoher Ehren, ist wie ein Fürst unter Fürsten, ein Hort der Armen und Bedrängten; sein Wort gilt überall. Dabei ist er ungeheuchelt fromm, ein Mann des Glaubens und der Treue wie Abraham, der Priester seines eigenen Hauses. II. Die Angriffe des Erzfeindes. Satan, der Widersacher, kommt vom Aüfspüren und Umherziehen, und erscheint als das schwarze Schaf unter den Kindern Gottes, um zu verdächtigen. Der fromme Hiob ist ihm ein Dorn im Auge, wie alle Gotteskinder. Der Schlange ist der Kopf zertreten, aber noch hat Satan sein Werk in den Kindern des Unglaubens, die wie er die Aufrichtigkeit der Frommen in Frage stellen. Die Echtheit der Frömmigkeit soll bewiesen werden, darum darf Satan Unglück über Hiob bringen; er konnte jedoch dem Frommen nichts anhaben ohne Gottes Erlaubnis. Gottes Kindern aber muß alles zum Besten dienen. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ III. Im Tiegel der Trübsal. Alles mögliche Unglück bricht über Hiob herein, bis ihn sogar die schmerzlichste Gattung des Aussatzes befällt, bis sein Weib, selbst bis ins Innerste des Herzens getroffen, verzweifelt und

erbittert und irre geworden an Gott, zu ihm spricht: „Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja, segne Gott und stirb!“ „Aber in diesem allem versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen.“ Vier Freunde besuchen ihn, entsetzt ob seinem Unglück, und sie werden ihm eine neue Probe. „Woher? Wozu? Warum?“ fragen sie. Drei der Freunde gelangen in drei Redegängen endlich zu dem harten Schluß: Hiob leidet, darum muß er ein Sünder sein! Düstere Lebensanschauung, die in Leiden und Krankheiten nur herbe Strafe sieht! Wie das Hiobs Seele peinigt! Wie gottverlassen fühlt er sich! Da redet ein vierter, der jüngste, und zeigt mit schönen Worten, daß Leiden und Trübsal nach dem Liebeswillen Gottes Erziehungsmittel sind. Wie thut diese Rede schon dem Hiob so wohl! Nicht ein unbarmherziger Richter verhängt Leiden, sondern ein liebender Vater schickt sie oder läßt sie zu. IV. Wahrer Sonnenschein. Gott selbst offenbart sich dem Hiob, und wie liebend und erhaben zugleich sind seine Worte an Hiob! Wie demütig beugt sich da Hiob und thut Buße, daß er auch nur einen Moment irre geworden war! Nun ist er wieder der Priester und opfert für sich und seine Freunde. Gott aber segnet Hiob wie vormals. Der Christ aber blickt in seinem Leid hinüber nach der himmlischen Heimat im Glauben; er kann seine Last geduldig tragen im Aufblick auf den großen Schmerzensmann.

Daß jedes Buch eine besondere Behandlung erfordert, braucht ja nicht besonders erwähnt zu werden, weil jedes seinen besonderen Wert hat. So z. B. beantwortet der Prediger Salomo die Frage: Wie findet man wahres, bleibendes Glück? Es ist von hohem Interesse, die Antwort in dem Buche stufenweise zu verfolgen.

Allerdings bedingen solche Predigten eine sehr gründliche, allseitige Vorbereitung. Es wird sich wohl kaum empfehlen, der Reihenfolge nach die Bücher der Bibel so zu behandeln; denn von einer Woche zur andern ließe sich kaum das nötige Material sammeln, resp. das Buch gründlich genug studieren. Um eine solche Predigt segensreich, interessant und zweckentsprechend zu gestalten, muß sie gründlich, packend und klar sein; die ganze Charakteristik des Buches muß hervortreten mit dem besondern Inhalt. Sind solche Predigten, die zum gründlichen Bibelstudium anregen, nicht im besten Sinne des Wortes zeitgemäß?

Psalm 39, 13. Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter.

Das ist die größte That des Gehorsams eines Gottesfreundes, daß er ihm zu Lieb und Ehren gegen allen Augenschein doch sich, den armen, zerrissenen, befleckten, müden, von niemandem gekannten, einsamen Pilger hält für einen wahrhaftigen, erbberechtigten Bürger in dem Jerusalem seines Gottes; daß wenn er hier auf Erden nicht einen Fußbreit Landes, nicht ein Kämmerlein sein nennen kann, er dennoch von dem unaussprechlich reichen, gelobten Lande droben fröhlich und zuversichtlich rühmen kann: „Kanaan ist doch mein.“ (Wunderling.)

# Aus Theologie und Wissenschaft.

## Moderne Theologie und Reformation.

„Zurück zu Christus" ist ein Motto, das die moderne Theologie gerne auf ihr Banner schreibt; das klingt ja auch sehr schön, und wir haben nichts dagegen. Aber wer ist dieser Christus? Und ist er der Christus, von dem Paulus, von dem Johannes, von dem die übrigen Apostel zeugen, der Christus des Alten Testamentes, der Christus der ganzen Bibel? Den Modernen ist er ein Christus, den sie sich aus allerlei „Herrenworten", die aber auch wieder mehr oder weniger unsicher sind, zurechtstellen, der Christus, wie er in der Gemeinde sich darstellt, ein verblaßtes, farbloses Phantasiebild. Dieses Bestreben vergleichen manche Theologen gerne mit der Reformation, und sie stellen sich hin, als diejenigen, welche erst das Werk der Reformation dem Ziele zuführen.

In schneidenden Worten weist Pfarrer Georg Lasson in seiner gedankenreichen Schrift „Zur Theorie des christlichen Dogmas" *) den Anspruch der modernen Theologie, eine Reformation zu sein, zurück.

„Ein andres ist ein Dogmatiker, ein andres ein Reformator. Es ist die größte Aufgabe, der heiligste Beruf, zu dem deshalb auch nur wenige auserwählt sind, sich der kirchlichen Schädigung des persönlichen Glaubenslebens öffentlich entgegenzustellen, Mißbrauch und Entweihung des Heiligen in der kirchlichen Praxis aufzudecken und zu bekämpfen. Hierbei hat dann das religiöse Gefühl Anlaß, sich mit höchstem Nachdruck geltend zu machen. So weit aber solch eine Reformarbeit auch die Lehre trifft, kann sie nur eine verfälschte oder eine mißbrauchte Lehre treffen. Darum ist es ein Mißverständnis, wenn die moderne liberale Theologie in ihrem negativen Verhalten gegen jede Kirchenlehre überhaupt sich auf das protestantische Princip oder auf das Beispiel Luthers beruft. Das protestantische Princip bedeutet Freiheit des Gewissens in Glaubenssachen, nicht Geringschätzung des Historischen in der Wissenschaft. Luther hatte zu kämpfen wider ein weltbeherrschendes System der Gewissensknechtung; es handelte sich für ihn um die innerste Frage alles Daseins, um jene letzte Tiefe der Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen in der Freiheit des religiösen Geistes. Die

*) Berlin 1897. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. Der Zweck dieser inhaltsreichen Schrift, die sicherlich Beachtung verdient, ist, im Anschluß an Hegelsche Gedankengänge, „das Dogma in Einheit mit dem Gesamtwissen des wissenschaftlichen Geistes zu setzen." Dabei wird aber nicht nur der einseitige Intellektualismus verworfen, sondern auch der subjektive Ausgangspunkt der persönlichen Glaubenserfahrung und das Dogma zur Spekulation des vom heiligen Geiste erleuchteten, „in die ewigen Bahnen des göttlichen Denkens geleiteten Denkens" gemacht. Es will uns aber scheinen, als ob dies auch wieder zu einseitiger Verstandesoperation hinführt, die ebenso subjektiv ist wie die verworfene unmittelbare Gewißheit.

heutige liberale Theologie dagegen thut gewiß ihre wissenschaftliche Pflicht, wenn sie eine Kirchenlehre bestreitet, die sie für veraltet hält. Aber zwischen ihrem Thun und der Reformation besteht schlechterdings keine Analogie. Denn weder steht ihr eine die Seelen und Leiber gleichmäßig knechtende Weltkirche gegenüber, deren Zwang es abzuschütteln gälte, noch kämpft sie im religiösen Interesse der Versöhnung des Sünders mit Gott. Was sie bestreitet, ist eine kirchliche Lehre, der niemand zuzustimmen gezwungen wird; das Interesse, das sie wahrnimmt, ist das intellektuelle Interesse naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Aufklärung.

Dabei kann sie es denn natürlich nicht vermeiden, indem sie die geschichtlich erwachsene Kirchenlehre ablehnt, eine andere historische Anknüpfung zu suchen. Eine bloße Religion der Vernunft zu konstruieren, ist der modernen Wissenschaft, die durchweg mit den Elementen historischer Betrachtung durchtränkt ist, nicht mehr möglich. Daher das Streben der modernen Theologie, über die entwickelte Gestalt des christlichen Gedankens hinweg auf seinen unbestimmten Anfang zurückzugreifen. Freilich nicht auf den wirklichen Anfang, wie ihn die Reformation in der Heiligen Schrift urkundlich bezeugt gefunden und als Regulativ für die ganze weitere Entwickelung verwertet hat: denn in diesem Anfang sind ja natürlich alle Keime der künftigen Entwickelung schon enthalten. Sondern es muß ein imaginärer Anfang gesetzt werden, ein geschichtlicher Christus, von dem die Geschichte nichts weiß, ein Christentum Christi, das von dem Christentum der Christen, wie es uns die Urkunden überliefern, schlechthin verschieden ist. Dieser verblaßte Anfang des Christentums gleicht einem form- und gehaltlosen Brei, aus dem sich das subjektive Gefühl nach Belieben die Brocken zurecht kneten kann, die seinem Geschmacke zusagen." M.

## Was lehrt Paulus von den Charismen?

Waren die Charismen oder Geistesgaben, von denen wir im Neuen Testamente lesen, Vorzüge, die nur einzelnen verliehen wurden? Prof. Haupt definiert dieselben als „die Form, in welcher die Gemeinde ihr religiöses Leben bethätigt und sich selbst auferbaut. Es giebt kein Mitglied der Gemeinde, welches nicht sein eigentümliches Charisma besäße. So sagt er schon (1 Kor. 12, 7): „In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen." Nachdem dann eine Reihe solcher Geistesgaben aufgezählt ist, wird V. 11 mit dem Satze geschlossen: „Dies alles wirket derselbe einige Geist und teilet einem jeglichen seines zu, nach dem er will." Es ist willkürlich, das „einem jeglichen" irgendwie zu beschränken. Noch klarer aber ist Rö. 12, 3. Paulus wendet sich ausdrücklich an die ganze Gemeinde mit der Warnung, daß jeder in seinem Urteil über sich selbst die rechten Schranken der Besonnenheit und Demut inne halte. Wenn er dann fortfährt, die Gemeindeglieder hätten, wie die Glieder eines Leibes, verschiedene Charismata, so liegt darin, daß, wie bei einem Leibe jedes Glied eine bestimmte Funktion hat, so auch in der Gemeinde jedes

Glied sein eigentümliches Charisma habe, und V. 6—8 wird eine Reihe von Beispielen aufgeführt, um diese Verschiedenheit der Geistesgaben zu beweisen. Schon hieraus folgt, daß die Charismen für Paulus durchaus nicht notwendig das Merkmal der Wunderbarkeit an sich haben. Was wäre an der Parakleſe, an der Wohlthätigkeit, an der Barmherzigkeitsübung, welche alle als Charismata genannt werden, Wunderbares? Vielmehr versteht Paulus unter Charisma diejenige specielle Ausgestaltung, welche der Heilige Geist in dem einzelnen Christen durch das Zusammenwirken mit dessen natürlicher Individualität annimmt. Indem irgend eine in der Natur des einzelnen gegebene Anlage oder Bestimmtheit sich durch die Wirkung des göttlichen Geistes auf ihn christlich specificiert, in den Dienst des Gottesreiches genommen und dadurch vertieft und verklärt wird, wird diese natürliche Anlage oder Bestimmtheit zum Charisma. Nun lag es aber in der Gewaltsamkeit, mit welcher jedes neue Princip in der Weltgeschichte aufzutreten pflegt, daß in den Anfängen des Christentums die Geisteswirkungen oft eine wunderbare Form annahmen, so namentlich in dem Zungenreden und der Krankenheilung."

Will man den paulinischen Begriff des Charisma genau kennen lernen, so muß man Rö. 12, 6—8 zu Grunde legen. Nach der gewöhnlichen Deutung dieser Stelle liegt in den einzelnen Sätzen jedesmal eine Ermahnung. Dies widerstreitet dem Zusammenhang und ist auch grammatisch ungenau. Prof. Haupt überträgt die Verse in freier Weise folgendermaßen: „Wir haben Gnadengaben verschiedener Art, je nach der uns gegebenen Gnade: so hat jemand prophetische Gabe je nach dem Verhältnis des ihm zuteil gewordenen Glaubens; so hat die Gabe der Diakonie, wer in diakonischer Thätigkeit steht; so hat der Lehrende seine Gabe in der Lehre; so der Seelsorger in seiner seelsorgerischen Thätigkeit; wer Wohlthätigkeit übt, hat sein Charisma in der Einfalt dieses seines Thuns; wer regimentliche Thätigkeit übt, in dem brennenden Eifer, der ihn dabei erfüllt, wer der Barmherzigkeit waltet, in der fröhlichen Heiterkeit, die ihn dabei auszeichnet." Was lehrt uns nun diese Stelle? Zunächst, daß Wunderbarkeit kein notwendiges Moment in dem Begriff des Charisma ist. Denn höchstens auf die Gabe der Prophetie würde dieselbe passen. Ferner, daß es sich nicht um amtliche Thätigkeiten handelt. Vielmehr ist der Sinn, daß jedes Gemeindeglied einen bestimmten Punkt hat, auf welchem es eigentümlich begabt, zu einer eigenartigen Leistung befähigt ist, daß aber dieser Punkt da vorhanden ist, wo der betreffende eben das Feld seiner besonderen Thätigkeit besitzt. Wer das Charisma der Barmherzigkeitsübung hat, der muß und wird, eben weil er sie hat, der Barmherzigkeitspflege walten; wer die Gabe der Prophetie hat, der kann nicht anders, als prophezeien; wer die Gabe der Diakonie hat, der muß diakonisch thätig sein. Jedes Charisma schafft sich naturnotwendig den Raum zu seiner Bethätigung. Darum ist aber nun auch die Uebung einer solchen Thätigkeit der Beweis für das Dasein der Gabe. Darum soll aber ferner auch jeder sich auf diejenige Thätigkeit beschränken, für die er besonders begabt ist, und soll andererseits jeder wissen, daß

er nur ein Glied an dem ganzen Leibe, und jede andere Gabe genau so nötig ist, wie die seine. Ganz besonders lehrreich sind die drei letzten Sätze. Barmherzigkeit ist an sich eine allgemeine Christenpflicht; wer nicht barmherzig wäre, der wäre überhaupt kein Christ. Aber es giebt eine Art, die Barmherzigkeit mit einer sonnigen Heiterkeit zu üben (Luther „mit Lust"). Wenn jemand diese Art hat, so fällt jedes Wort, das er redet, ja selbst der Blick seines Auges, wie ein erquickender Sonnenstrahl in das Gemüt des andern hinein, so daß es ihn bis ins Innerste erwärmt, und seine „Heiterkeit" imstande ist, die Wolken der Sorge und des Kummers beim andern zu verscheuchen. Diese sonderliche Art ist eine Gabe, die nicht jeder hat, und die niemand sich geben kann. Wir treffen sie schon außerhalb des Gebietes der Christentums, auf dem Gebiet der natürlichen Menschheit, und rechnen sie da zu der sonderlichen Temperamentsausstattung des betreffenden. Wenn nun dieser natürlichen Gabe der Heilige Geist sich bemächtigt, sie erweckt, läutert, vertieft und in den Dienst der christlichen Gemeinde stellt, dann haben wir das Charisma der Barmherzigkeit.

Ebenso ist es mit der Wohlthätigkeit. Auch sie ist allgemeine Christenpflicht. Aber es giebt eine sonderliche Art, die Wohlthaten „einfältiglich" zu geben. Was heißt das? Bei den meisten steht es so, daß sie gerne wohlthun möchten, aber es nicht recht verstehen: im einzelnen Falle schwanken sie, ob sie geben sollen, was sie geben sollen, wie sie geben sollen; sie kommen nicht zur Klarheit, was das Rechte in diesem Falle ist, und darum fehlt, wenn sie schließlich geben, dieser ihrer Gabe das innerlich Erwärmende. Dagegen giebt es einzelne Menschen, die eine Not nur zu sehen brauchen, um alsbald mit völliger Sicherheit das richtige Urteil darüber, was gerade hier das Rechte ist, zu finden, Menschen, denen man es anmerkt, daß es eigentlich ihnen selbst die größte Wohlthat ist, wenn sie andern eine Wohlthat erzeigen können. Die besitzen die Kunst, „einfältiglich" zu geben, wie es Jak. 1, 5 von Gott selbst ausgesagt wird. Auch diese Kunst des Wohlthuns kann sich niemand geben. Wo aber der Geist Gottes eine solche Gabe erweckt und in den Dienst des Christentums stellt, da haben wir das Charisma des Wohlthuns. Endlich steht es ebenso mit dem „Regieren". In irgend einem Maß kommen die meisten Menschen, und sei es auch nur als Hausvater oder Hausmutter, in die Lage, eine leitende Thätigkeit üben zu müssen. Aber es giebt einzelne, die vermöge einer sonderlichen Ausstattung ihrer Natur, jedes Verhältnis, in das sie gestellt werden, mit einer solchen inneren Hingabe, einem solchen brennenden Eifer ergreifen müssen, daß ihnen von selbst die Leitung zufällt. Wo eine solche Naturanlage von dem Geiste Gottes erweckt und in den Dienst der christlichen Gemeinde gezogen wird, da haben wir das Charisma der Leitung.

Aus dem Gesagten erhellt, daß jede christliche Tugend zum Charisma werden kann. Alle Christen sollen alle Tugenden üben, aber jeder hat einen Punkt in seiner Naturbestimmtheit, wo durch den Heiligen

Geist die betreffende Tugend zum Charisma werden kann und soll. Dieselben sind doppelter Art: die einen beziehen sich auf Thätigkeiten, die nicht jeder Christ zu üben braucht, z. B. die Prophetie und die Didaskalie; die andern beziehen sich auf Thätigkeiten, welche in gewissem Maße jeder Christ zu üben hat. Jedes Charisma besteht in der durch den Geist Gottes hervorgerufenen Befähigung zu einer Thätigkeit, welche dem Aufbau der Gemeinde zugute kommen soll.

## War der Apostolat ein Amt oder ein Charisma?

Daß der Apostolat ein Amt, und zwar das höchste der von Christo eingesetzten Aemter war, ist die landläufige Anschauung. Kraft dieses Amtes waren die Apostel die Träger der Regierungsgewalt und der Lehrautorität. Nach der Lehre der römischen Kirche ist diese Autorität auf den Nachfolger Petri übergegangen; nach Ansicht der anglikanischen Kirche sind nur solche Männer Geistliche, welche ihre Ordination mittelst der „apostolischen Succession" auf die Apostel zurückführen können, während die übrigen evangelischen Kirchen in dem Satze übereinstimmen: „Dieses Amt eignet nur den vom Herrn unmittelbar berufenen Männern, nach deren Hingang nicht andere in ihre Stelle eintreten" (Herzog R. E. I. 701).

In neuerer Zeit ist nun diese Anschauung von zwei verschiedenen Seiten aus angefochten worden, von dem Kirchenhistoriker Harnack, sowie von dem Rechtsgelehrten Sohm. Sie stellen die These auf, daß der Apostolat nicht Amt, sondern Charisma gewesen sei. Ihnen folgt der Hallenser Professor Erich Haupt in seiner Schrift: „Zum Verständnis des Apostolats im Neuen Testament" (Halle 1896, Max Niemeyer. — 151 S., M. 3). Die Abhandlung ist sehr anregend und lehrreich, namentlich durch die vielen exegetischen Erörterungen. Sie ist klar geschrieben, durchaus positiv, und wirft auf manches exegetische Problem ein neues Licht. In der Behandlung der Evangelien operiert Haupt gerne mit dem Mittel, das er schon in seiner Schrift über die eschatalogischen Aussagen Jesu angewandt hat. Er nimmt an, daß die uns überlieferten Reden Jesu eigentlich Zusammenstellungen von Reden sind, die Jesus zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gehalten hat. Damit steht der Weg offen, die Sprüche aus ihrem Zusammenhange zu reißen und ihre Deutung zu pressen.

Nun zum Gange der Untersuchung. Mit Recht geht Verfasser nicht von dem Wort Apostel aus, sondern untersucht: 1) ob die uns überlieferten Worte Jesu auf die Stiftung eines eigenartigen Amtes und seine Uebertragung an einen bestimmten Kreis führen; 2) worin Paulus die Eigenart seines Berufes gesehen hat; 3) die Anwendung des Wortes Apostel und Begriff des Apostolats.

Zunächst wird nachgewiesen, wie Jesus eines engeren Kreises von Jüngern bedurfte, damit seine Lehre, die in der Form der Volksrede sowie des privaten Gespräches war, sich denen, die in seiner Nachfolge waren, durch wiederholtes Hören unauslöschlich einprägte und sich ihnen zu einem Ganzen gestaltete. Es bedurfte aber noch mehr, um

die Jünger zu selbständigen Trägern seiner Verkündigung zu erziehen, und somit bildete er aus dem größeren Kreise noch einen engeren zur Familiengemeinschaft. Diese doppelte Berufung erklärt auch scheinbare Widersprüche der Evangelien. Die Mittel der Erziehung sind: 1) der Eindruck der Persönlichkeit Jesu; 2) Augenzeugnis der ganzen Wirksamkeit; 3) Ergänzung und Vertiefung dessen, was Jesus den ferner Stehenden bot; 4) Anleitung und Ausrüstung zu selbständiger Arbeit. Diese Erziehung der Zwölf vollzog sich in steigendem Maße; je mehr Jesus von der Masse verworfen wurde, hat er die letzte Zeit meist den Jüngern gewidmet. Als Beispiele giebt Haupt exegetische Betrachtungen von Matth. 17, 24—27; 18, 1—14, 15—35; 19, 1—12, 13—15, sowie die Unterredungen über seine Messianität, sein Reich, die Zukunft, die er dem ganzen Volke nicht geben konnte.

Nirgends finden wir aber, daß Jesus den Zwölf im Unterschied von andern eine bestimmte Aufgabe als ihre specielle Domäne zugewiesen hätte. Zuerst käme in Betracht die Mission. Bei der Aussendung in Matth. 10, 5ff. handelt es sich aber um einen einmaligen Auftrag, seine persönliche Wirksamkeit vorzubereiten, und sie steht auf derselben Stufe, wie die Johannes des Täufers. Nach der vorhin angegebenen Methode werden die Verse vom 16. an in einen andern Zusammenhang gebracht. Aus Lukas sehen wir, wie auch andere mit demselben Auftrage ausgesandt wurden. Wir haben während des irdischen Lebens Jesu keinen Punkt, wo er die Mission den Zwölf als ein Amt übertragen hätte. Alles, was er nach dieser Seite sagt, ist auf *seine Gemeinde im ganzen* abgezweckt: sie ist die eigentliche Trägerin der evangelischen Verkündigung. Diese Verkündigung wird aber meist gar nicht als eigener Lebensberuf gedacht, sondern erfolgt dadurch, daß das gesamte Auftreten der Seinen in Wort und That eine indirekte Missionsthätigkeit sein soll (Matth. 5, 13. 14; 10, 32; Luk. 12, 8; Mark. 13, 11; Luk. 9, 60 u. s. w.). „So gewinnen wir also das Resultat, daß Jesus zwar voraussetzt, sein Evangelium werde von den Seinen verkündet werden, ohne aber über die Form, in der es geschehen wird — ob als eigener Lebensberuf — etwas direkt zu sagen; daß er die Zwölf zu diesem Beruf besonders auszurüsten gesucht hat, aber ohne ihn den Zwölf allein, im Unterschied von andern, zu übertragen. Sie sollen ihn *auch*, sollen ihn *in erster Linie* üben; mehr geht nicht aus den Evangelien hervor."

Anders steht es mit der Zeit nach der Auferstehung. Hier scheint Jesus grade den Elf die Mission als künftigen Lebensberuf ausdrücklich übertragen zu haben. Die Erörterung der hier in Frage kommenden Stellen, Matth. 28, 19. 20; Luk. 24, 47—49; Apstg. 1, 8 (der Schluß des Markus wird als nicht authentisch, wenn auch dem Inhalte nach richtig, bezeichnet), gehört zu den interessantesten Partieen des Buches, doch müssen wir da manche Fragezeichen machen. Das Ergebnis der Untersuchung ist aber jedenfalls richtig, nämlich, daß der Missionsbefehl nicht die Elf als diese Personen, sondern als *die Vertreter der Gemeinde* betrifft. Wir betrachten alle die Mission als Pflicht der Gesamtgemeinde. Diese ist durch das Wort des

Herrn gebunden, und nicht nur die Zwölf, wie früher die lutherische Orthodoxie lehrte. Das folgt schon daraus, daß die Elf gar nicht daran gedacht haben, den Befehl als ihnen ausschließlich geltend zu betrachten; sie sind nicht alsbald zu den Heiden gegangen, haben die Heidenmission auch später durchaus nicht als ihre specielle, persönliche Aufgabe angesehen, sondern ganz ruhig andern überlassen. So gewiß das Taufen von Jesu nicht an die Personen der Elf gebunden angesehen ist, so gewiß auch nicht die Mission. Die Worte Jesu enthalten ein Zukunftsprogramm, aber nicht eine Regel für das, was die Elf, und nur sie, nun thun sollten. Also nicht den Elf als diesen Personen, sondern der gegenwärtigen Gemeinde hat er den Befehl gegeben. So wenig Jesus das Vaterunser durch die Anrede „wenn ihr betet" auf die Fragenden beschränkt hat, so wenig den Missionsbefehl.

Des weiteren wird nun nachgewiesen, wie auch keine Uebertragung der Kirchenleitung an die Zwölf stattfand; er hat ihnen keine leitende Stellung in dem Sinne übertragen, daß kein anderer eine gleiche Stellung einnehmen könnte. Mit der doppelten Probe für das gefundene Resultat, nämlich mit der Vergleichung desselben mit dem, was einerseits das Johannes-Evangelium, andererseits die Apostelgeschichte über die Zwölf berichten, schließt der erste Teil.

Uebergehend zu Paulus, führt Haupt aus, wie derselbe sich bewußt war, daß er ein Zeuge Gottes vor allem Volk sein soll, ein Missionar unter den Juden, wie unter den Heiden. Die Schuld der Juden bringt es mit sich, daß er letzteres nicht in dem beabsichtigten Umfange sein kann. Damit stehen seine Aussagen in den Briefen nicht im Widerspruch, denn, wie Röm. 11, 35 zeigt, verzichtet er nicht auf die Wirksamkeit unter den Juden. Seinen Beruf lehnt er von der Christuserscheinung zu Damaskus ab. Das „Evangelium", welches er da erhielt, war nicht ein Unterricht über die einzelnen Punkte der christlichen Lehre, sondern eine innere, centrale Erleuchtung vom Kern des Evangeliums, aus welchem sich das übrige von selbst ergab. Dieses Centrum bestand in den zwei Sätzen: *a*) Jesus ist der Christ trotz des Kreuzes und des Widerspruches mit den messianischen Hoffnungen; *b*) Dieser Christus hat sich ihm, dem Unwürdigen geoffenbart, nicht weil sein Gesetzeseifer es verdiente, sondern aus lauter Gnade. Daß er aber besonders ein Heidenapostel sein solle, ist ihm in Damaskus noch nicht gegeben. Wohl wußte er sich seit seiner Bekehrung zum Dienste Gottes verpflichtet, aber erst im Verlauf seiner weiteren Geschichte erhält dieser Dienst die nähere Bestimmung.

Sehr eingehend wird nun das Verhältnis des Paulus zu den Zwölf und zu seinen Gemeinden erörtert, namentlich auf Grund des Galaterbriefes und des Apostelkonzils. Die diesbezüglichen exegetischen Erörterungen sind besonders beachtenswert. Die Stellung des Paulus zu den Urapostеln wurde erörtert, nicht aus Ehrfurcht des Paulus, sondern im Zusammenhang mit der Frage nach der Prärogative des Judentums. Aus dem sachlichen Streit mußte ein persönlicher werden, denn die Autorität des Paulus wurde der der Zwölf gegenübergestellt. Paulus erkannte allerdings ihre Autorität, welche sie in den

Augen der Gemeinden hatten, an, nicht aber ihre Autorität für ihn. Er besitzt das feste Bewußtsein, daß seine Heilsverkündigung von dem Gutachten der Zwölf unabhängig ist. Ueber seine Gemeinden übt er eine gewisse Leitung aus, welche bei den anderen Aposteln wegfällt. Doch dies liegt begründet: 1) In den Verhältnissen, da bei den Heidenchristen die sittliche Urschule des Alten Testamentes fehlte, und die christliche Freiheit leicht in Freiheit des Fleisches umschlug; 2) In der Individualität des Paulus, der einen hervorragenden Sinn für die Sorge des einzelnen besitzt.

„Fassen wir das Erörterte zusammen, so hat sich uns ergeben, daß dem Paulus so wenig wie den Zwölf bei seiner Berufung über den näheren Inhalt seines Berufes etwas mitgeteilt ist: er weiß sich zur Predigt des Evangeliums berufen, aber alles Nähere ergiebt sich ihm, wie jenen, erst aus der Gestaltung der geschichtlichen Verhältnisse, aus göttlicher Führung, die in den Verhältnissen sich ihm offenbart. Ebensowenig hat er besondere Offenbarungen über die Rechte empfangen, die mit seinem Beruf verbunden seien: er hat genau so viel Recht, als er zum Zweck seiner Thätigkeit bedarf. Er übt seelsorgerliche, leitende, strafende Thätigkeit nicht auf Grund eines kodificierten Tableaus, was alles zu einem Apostel gehöre, sondern auf Grund der jedesmal vorliegenden Nötigungen. Darum ist der Umfang seiner Thätigkeit nach außen und nach innen ein anderer, als bei andern Aposteln. Nicht so steht es, daß im voraus die Befugnisse des Apostolates und ein bestimmter Pflichtenkreis feststehen, sondern so, daß Rechte und Pflichten jedem einzelnen durch die Verhältnisse zuwachsen und infolgedessen sich sehr verschieden gestalten können."

Im dritten Teile wird nun das Wort „Apostel" untersucht, welches weder aus dem klassischen Sprachgebrauch, noch aus dem Judentum, sondern aus dem Gebrauche der Urgemeinde zu erklären ist. In Jesu Munde findet es sich nur in Luk. 11, 49, wo es nach Haupts Citat aus einer unbekannten jüdischen Schrift (was wir übrigens nicht für richtig halten) ein Wechselausdruck mit „Prophet" ist; ferner Joh. 13, 16, wo es allgemein „Bote" bedeutet, und Luk. 6, 13. Letztere Stelle ist die einzige, wo Jesus das Wort in seinem späteren Sinne gebraucht hat, und diese wird nach der eingangs erwähnten Methode forterpliciert. Dieser Passus der Schrift ist nicht besonders befriedigend. Was über die ursprüngliche Bedeutung des Namens gesagt wird, ist dagegen treffend, nämlich, daß „das Wort nicht den Sinn von ‚Missionar' im modernen Sinne, von ‚Wunderprediger' gehabt, überhaupt nicht im Sinne eines Senders an einen andern Ort gemeint gewesen ist. Denn in der ersten Zeit waren nach allem, was wir wissen, die Zwölf, vor allen Petrus und Johannes, fest in Jerusalem stationiert. Ein Name, der ihnen doch unstreitig in erster Linie zukam, kann also nicht eine Eigenschaft bezeichnen, von der damals bei ihnen gar nicht die Rede war. Vielmehr sehen wir uns auf den Sinn gewiesen, welchen das Wort ‚senden' schon im Alten Testament gehabt hatte, nämlich als Bezeichnung der göttlichen Autorisierung in und an seinem Reich. Die Jünger wissen sich von ihm gesandt, d. h. von

ihm beauftragt, haben in seinem Namen eine Botschaft auszurichten, so daß sie nur als der Mund des Herrn selbst in Betracht kommen. Sie haben eine analoge Stellung wie die Propheten des Alten Testaments, sind Boten Gottes; aber der Name Prophet konnte in der bisher üblichen Weise nicht auf sie angewendet werden, weil der Prophet von dem zukünftigen Heil im voraus geredet hat, sie von dem erschienenen Heiland zu zeugen hatten; daher war der Name des Boten zutreffender. Beachtet man, daß im Alten Testament der Begriff des Sendens den Ursprung des Auftrages als göttlich bezeichnen soll, so wird man das Moment der göttlichen Autorisierung der Jünger als das eigentlich Konstitutive in dem neutestamentlichen Begriff ‚Apostel' zu betrachten haben."

Es erhebt sich nun die Frage, ob die Zwölf allein den Namen „Apostel" führten. Die Untersuchung bei Paulus stellt fest, daß der Begriff sich etwas erweiterte, und daß das Merkmal der Sendung durch Christus auf die Gemeinde ausgedehnt wurde (Apstg. 13, 2; 15, 28), da in derselben Christi Geist lebte. So wird zumal nach dem Tode der Zwölf die Bezeichnung in einem stets weiteren Sinne gebraucht. Somit haben wir also keinen übereinstimmenden Sprachgebrauch, doch finden wir bei Paulus die Merkmale des Apostels erwähnt. Er beschränkt den Begriff nicht auf die Berufung durch Christus, da er Barnabas auch einen Apostel nennt; er bestimmt ihn auch nicht durch das Schauen des Auferstandenen, sondern stellt ihn hin als ein Charisma (1 Kor. 12, 28; Eph. 4, 11). Des Verfassers Ausführungen über den Begriff des Charisma, sowie über den Unterschied zwischen Amt und Beruf, sind sehr wertvoll und einleuchtend. Wir werden deshalb die Leitsätze derselben in einem besonderen Abschnitt vorführen. Das Apostolat stellt er als Charisma auf denselben Grund, „wie das Prophetentum des alten Bundes. Auch dieses war keine rechtliche Institution. Brief und Siegel für seine göttliche Sendung kann kein Prophet vorweisen, er ist auf Glauben angewiesen. Das Wort Gottes, dessen Träger er ist, muß sich selbst durchsetzen. Der Prophet hat nur ein Mittel, seinen göttlichen Beruf vor anderen zu bewähren: eben seine prophetische Kraft. In Summa: der Apostel hat eine Analogie mit einem Amt, teilt auch mit einem Amt den Anspruch auf Autorität; aber innerlich ist er etwas ganz anderes, und seine Autorität eine ganz andere, keine rechtliche, sondern eine religiöse, keine formell und durch äußere Zusage bindende, sondern eine sich durch innere Kraft durchsetzende."

Jedes Charisma besteht in der durch den Geist Gottes hervorgerufenen Befähigung zu einer Thätigkeit, welche dem Aufbau der Gemeinde zugute kommen soll. Diese Thätigkeit kann das gesamte Leben des betreffenden Menschen ausfüllen, sie kann aber auch nur in sporadischer Weise auftreten. Zu der ersten Art gehört der Apostolat. Darin ist die Möglichkeit gesetzt, den Apostolat unter den Begriff eines Amtes zu bringen. Dennoch ist dies nicht allein unzutreffend, sondern die Bezeichnung als Amt hindert jedes richtige Verständnis der eigentümlichen Bedeutung des Apostolates. Im apostolischen Zeit-

alter hat es überhaupt noch keine amtlichen Funktionen gegeben, sondern nur charismatische Thätigkeiten, aus denen sich später Aemter entwickelten. Worin unterscheidet sich nun der Apostolat von anderen Charismen? Er ist das Charisma nicht der Gemeindegründung, aber der Kirchengründung, also nicht der Gründung von einzelnen Gemeinden, sondern der Gesamtkirche. Zu demselben gehört alles, was nötig war, damit die Gemeinde Jesu auf diesem Grunde ihren dauernden Bestand haben konnte. Die apostolische Thätigkeit hat das gesamte Kapital aufzusammeln, von dessen Zinsen die Gemeinde Jesu bis zum Ende der Tage lebt. Die zwei Hauptlinien der Thätigkeit sind: *a*) Die Grundlegung der Mission in ihrer ganzen Art und Weise, nicht die Mission als solche, sondern ihre Begründung, die Art, wie den Juden, die Art, wie den Heiden die Botschaft von Jesu zu verkündigen ist; *b*) die Aufzeichnung des Neuen Testamentes als des Wortes, von dem die Gemeinde leben muß. Diese beiden Thätigkeiten sind grundlegend; darin liegt, daß sie nicht dauernd sind: der Apostolat ist kein dauerndes Charisma, Vererbung und Fortpflanzung sind ausgeschlossen; Charismata lassen sich nicht vererben. Daher ist es auch zu erklären, daß Jesus den Apostolat nicht „gestiftet" hat. Ein Amt wird gestiftet, ein Charisma oder Beruf nicht. Das Amt gehört zu der menschlichen Ordnung, zur zeitlich-geschichtlichen Ausstattung, das Charisma zum geistlichen Wesen der Kirche."

Die Frage, welche Prof. Haupt in dieser Broschüre behandelt, ist jedenfalls von Wichtigkeit. Seine Antwort wird vielfach Zustimmung finden, wenn auch der exegetische Unterbau in einzelnen Punkten anfechtbar ist. Die schön und fließende geschriebene Schrift bietet des Anregenden so viel, daß ihr Studium für jeden des Griechischen Mächtigen ein Genuß ist. N.

— Gedankeninhalt und Gedankenkraft ist das wichtigste Anziehungsmittel der Predigt: fehlt dieses, so helfen alle Surrogate nichts; ist dieses vorhanden, so sieht man leicht über andere Fehler hinweg.
Naumann.

## Die Bibel, nach ihren Früchten beurteilt.

Ein römisch-katholischer Priester in Belgien tadelte ein junges Mädchen und ihren Bruder, weil sie „jenes schlechte Buch" (auf die Bibel deutend) lasen. „Herr Pfarrer," erwiderte das Mädchen, „vor kurzer Zeit noch war mein Bruder ein Müßiggänger, ein Spieler, ein Trunkenbold, und machte einen solchen Lärm im Hause, daß niemand es darin aushalten konnte. Seit er die Bibel zu lesen begonnen, arbeitet er fleißig, geht nicht mehr ins Wirtshaus, rührt keine Karte mehr an und bringt für seine arme, alte Mutter Geld mit nach Hause, und unser Leben ist ruhig und fröhlich. Wie kommt es, Herr Pfarrer, daß ein schlechtes Buch so gute Früchte hervor bringt?" Spurgeon.

# Aus Kirche und Welt.

## Zahlen.

Dem „Grocer" entnehmen wir folgende Zusammenstellung bezüglich des Verbrauchs von geistigen Getränken:

Im Jahre 1887 belief sich die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten auf 58,680,000 und im Jahre 1896 auf 71,263,000. Doch wurde von der größeren Anzahl in 1896 weniger für berauschende Getränke verausgabt, als von der geringeren Zahl in 1887. Im Jahre 1892 wurden $400,500,000 für geistige Getränke ausgegeben und in 1896 nur etwa $270,000,000 für denselben Zweck. In den letzten fünf Jahren hat der Verbrauch von Bier weder zugenommen noch abgenommen, während der Verkauf von Wein, Branntwein und anderen spirituösen Getränken abgenommen hat. Die harten Zeiten und der Umstand, daß der Trunkenbold nicht die gleichen Chancen mit dem nüchternen Mann hat, lohnende Arbeit zu bekommen, und daß man sogar dem mäßigen Trinker hie und da die verantwortlichen Stellungen nicht anvertrauen will, sowie überhaupt die Thatsache, daß das unmäßige Trinken dem leiblichen Organismus schadet, die Geisteskräfte abschwächt, und im allgemeinen Not und Elend in der Familie zur Folge hat, und schließlich noch der Gebrauch des Zweirads werden als Ursachen dieser Abnahme im Gebrauch der geistigen Getränke angegeben.

G. B. A.

## Weibliche Pastoren.

Nach den Aufstellungen einer New Yorker Tageszeitung giebt es in den Vereinigten Staaten mehr als 1250 weibliche Pastoren, welche Gemeinden bedienen und volle Pastoralarbeit verrichten. In einigen Fällen teilen sich Gatte, falls derselbe ebenfalls Geistlicher ist, und Gattin in die Arbeit; so predigt die Frau Pastor an einer Universalistenkirche in Brooklyn einen Monat des Morgens, der Herr Pastor am Abend, den nächsten Monat umgekehrt. Dann und wann haben aber Mann und Frau verschiedene Kirchen. An Subjektivismus lassen diese Damen nichts zu wünschen übrig. So berichtet eine Frau Pastor: „Mein Gatte gebraucht das regelrechte Trauungsritual, aber ich habe mir mein eigenes zurechtgestellt. Ich lasse das Wort ‚gehorchen' aus. Das Wort gehört jenen alten Zeiten an, in denen die Frau eigentlich als Sklavin des Mannes betrachtet wurde. Mein Ritual giebt keiner der beiden Parteien mehr Rechte über Geist, Seele oder Leib der anderen, als jene zuzugestehen willens ist. Ich ändere auch das ‚solange ihr beide lebt' in ‚solange ihr beide euch achtet und liebt'. Ich glaube, wenn Liebe und Achtung unter Eheleuten aufgehört haben, dann ist es besser, die Ehe hört ebenfalls auf. In diesem Falle halte ich Ehescheidung für berechtigt." Dies läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ob unsern Frauenrechtlern wohl bald die Augen aufgehen?!

N.

## Zwinglis Reformationslied.

Es ist ein besonderes Verdienst der „Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst", ein Reformationslied von Zwingli der Vergessenheit entrissen zu haben. Dasselbe ist von ihm nicht bloß gedichtet, sondern auch in Töne gesetzt. Es stammt ungefähr aus derselben Zeit, wie Luthers „Ein feste Burg", nämlich aus dem Ende des zweiten Decenniums des Reformationsjahrhunderts, und ist, wie jenes, zunächst nicht gemeint als ein gegen besondere Zeitverhältnisse indifferentes Kirchenlied, sondern trägt die Ueberschrift: „Ein geistlich Lied um Hilf und Beistand Gottes in Kriegsgefahr, von Huldreich Zwingli," und ist veranlaßt durch den ersten Kappeler Krieg (1529). Aus beiden großen Liedern bricht derselbe Glaubensheldenmut der Reformatoren hervor. An mannhafter Knappheit, die in wenigen Worten alles zu sagen weiß, ist das Lied Zwinglis nicht zu übertreffen.

| Original. | Uebersetzung. |
|---|---|
| HERR, nun heb den wagen selb,<br>schelb wirt sust all vnser fart,<br>das brächt lust der widerpart,<br>die dich<br>veracht so fräuenlich. | HERR, nun selbst den Wagen halt,<br>bald abseit geht sonst die Fahrt,<br>das brächt Freud dem Widerpart,<br>der dich<br>veracht't so frentlich. |
| GOTT, erhöch den Namen din<br>in der straaff der bösen böck,<br>dine schaaff widrumb erweck,<br>die dich<br>lieb habend innigklich. | GOTT, erhöh deins Namens Ehr,<br>wehr und straf der Bösen Grimm,<br>weck die Schaf mit deiner Stimm,<br>die dich<br>lieb haben innigliche. |
| HILFF, das alle bitterkeit<br>scheide feer vnd alte trüw<br>widerkeer vnd werde nüw,<br>das wir<br>ewig lobsingind dir. | HILF, daß alle Bitterkeit<br>scheide, Herr, und alte Treu<br>wiederkehr und werde neu,<br>daß wir<br>ewig lobsingen dir. |

Die Melodie, die von Zwingli erfunden und mit vierstimmigem Satz versehen war, ist leider nicht erhalten. Die „Monatsschrift" bringt jedoch eine kraftvolle Melodie in vierfacher Bearbeitung von H. v. Herzogenberg. Dieselbe ist als Extrabeilage zu billigem Preise zu beziehen. Genaueres über Entstehung und Art findet sich im Oktoberheft der erwähnten Schrift. R.

## Bessere Zustände in der Kirche.

Wir dürfen und sollen darnach trachten, die Zahl der Glieder unserer respektiven Gemeinschaften zu vergrößern. Aber es muß große Vorsicht gebraucht werden, die Zahl nicht zu sehr durch solche zu vermehren, die sich wohl der Organisation der Kirche willig einverleiben lassen, aber den Geist Christi nicht haben. Diese werden nach ihrer Denkweise ihren Einfluß möglicherweise gegen den wahren Zweck der

Kirche gebrauchen. Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Gläubigen; was also nicht in den Geist dieser Gemeinschaft paßt, wirkt zerstörend auf dieselbe ein und hat die Tendenz, sie in dem Grad zu verweltlichen, wie das fremdartige Element an Einfluß und Zahl dem christlichen gegenübersteht. In anderen Worten, die Kirche muß alle Aufgenommenen assimilieren können, oder sie verfehlt ihren Zweck. Auf die Frage, wie das geschehen kann, mögen folgende Punkte als Antwort dienen:

1. In der Herzensänderung durch die wiedergebärende Kraft des Heiligen Geistes. Dieses ist das Fundament des wahren Glaubens an Gott und der christlichen Gemeinschaft der Gläubigen.

2. Durch Befestigung in der Lehre, namentlich durch den Unterricht und die Predigt. Das Predigen der Dogmen ist in der Geschichte der Kirche von einem Extrem ins andere gegangen. Heute sind die Kirchen, vielleicht mit Ausnahme der katholischen und alt-lutherischen Kirchen, etwas lax in der Betonung ihrer Lehren. Während diese Predigtweise die Tendenz hat, die verschiedenen Denominationen näher zusammen zu bringen, so hat sie auch den Nachteil, daß unsre Glieder nicht so fest in der Lehre gegründet werden, als dieses nötig ist, um sie zu intelligenten Mitgliedern ihrer betreffenden Kirche heranzubilden.

3. Sie müssen mit dem christlichen Haushalt bekannt werden. Wie sind nicht die Mitglieder der Logen mit allen Regeln dieser Vereine so ertraut! Sollten Kirchenglieder weniger bewandert sein in ihrer Kirchenpolitik?

4. Sie sollten durch thätigen Anteil immer mehr interessiert und mit dem Werke vertraut werden.

Eine Hauptursache, warum Glieder Interesse an Gottesdiensten verlieren und in der Liebe erkalten, ist, weil sie nicht zur Thätigkeit angehalten werden. Spurgeon gab als Geheimnis seines großen Erfolges an, daß es ihm gelang, seine Glieder durch Vereine, Komites u. s. w. thätig zu halten.

Wir wollen hiermit nicht sagen, daß die Kirche absolut keine Unbekehrten aufnehmen sollte, aber davor warnen, daß dieser Kreis so groß werde, daß derselbe von der Kirche nicht absorbiert werden könnte. Haben wir nur bekehrte Glieder, oder solche, die willig, ja ernstlich beflissen sind, ein gottseliges Leben zu führen, solche die mit der Lehre und der Verwaltung der Kirche bekannt sind und sich willig finden lassen, im Weinberg des Herrn nach ihrem Vermögen thätig zu sein, so haben wir bessere Zustände in der Kirche. **G. P. A.**

## Luthers Grabstätte in Wittenberg.

Seit langer Zeit hatte sich ein Gerücht geltend gemacht, daß Luthers Leichnam nicht in der Schloßkirche zu Wittenberg ruhe, sondern schon im Schmalkaldischen Kriege weggeschafft worden sei. Der Professor der Theologie Neumann bezeichnete diese Zweifel schon in einer im Jahre 1707 vor der Universität Wittenberg gehaltenen Rede, als eine *vetus opinio et quasi per manus tradita posteris.*

Professor D. Julius Köstlin veröffentlicht nun in den Theologischen Studien und Kritiken die folgende überraschende Mitteilung: „Dieses Grab Luthers ist schon am 14. Februar 1892 geöffnet worden und Luthers Gebeine daselbst vorgefunden." Seinen Ausführungen entnehmen wir folgenden Auszug: „Man hatte, als die Arbeiten für die Restauration der Kirche begannen, den bisherigen Fußboden weggeschafft und von den zahlreichen darunter liegenden Grabstätten Kenntnis genommen. Melanchthons Grab und Sarg wurden insoweit geöffnet, daß man seine Gebeine betrachten konnte. Luthers Grab suchte man, ebenso wie das Melanchthons unter dem bekannten alten metallenen Epitaph, fing vorsichtig darnach zu graben an, stieß dort auch ein langes Sondiereisen ein, kam aber damit noch auf keinen Sarg, noch auf ein den Sarg bergendes Ziegelgewölbe, wie man in einem solchen Melanchthons Sarg gefunden hatte. Darauf hielt man im Jahre 1886 mit diesen Untersuchungen inne. In den folgenden sechs Jahren kam die Restauration der Kirche zu ihrer glänzenden Ausführung; der Fußboden war sehr schön neu gelegt, zu Beginn des Jahres 1892 fehlten auf ihm nur noch die Gedenktafeln auf den Gräbern der beiden Reformatoren. Ein Zweifel, ob Luthers Leichnam wirklich dort sei, erhielt sich indessen in Wittenberg fort, ja, hat bei der dortigen Einwohnerschaft sehr große Verbreitung und Stärke erhalten.

Da konnten zwei bauverständige, beim Bau beteiligte, von innerem Interesse bewegte Männer dem Drange nicht widerstehen, in jener Frage, solange es noch möglich wäre, Gewißheit herzustellen. An jenem 14. Februar 1892 gruben sie vormittags an derselben Stelle, wo vorher vergeblich sondiert worden war. Sie aber gruben jetzt zwei ganze Meter tief; da stießen sie auf die Trümmer eines vermoderten Sarges. Dieser stand nicht, wie der Melanchthons, in einer Ummauerung, sondern in der Erde. Er war so auch nicht mehr wie dieser erhalten. Der Deckel war ganz zusammengebrochen. Und zwar bestanden die Sargteile aus Holz und Zinn: der Sarg war ohne Zweifel ebenso gearbeitet gewesen wie der Melanchthons. Das Holz war zu einer ganz morschen, zerbröckelnden Masse geworden, das Zinn zerstückelt, indessen sonst noch ziemlich wohl erhalten. Unter dieser Masse fanden sich denn auch die gesuchten Gebeine, ‚regelrecht gelegt', in noch ziemlich gutem Bestand. Von einem Gewande zeigte sich nichts mehr, auch sonst nichts, was der Leiche beigegeben gewesen wäre. Die beiden Entdecker schlossen, was sie geöffnet hatten, sofort wieder in aller Stille und mit großer Sorgfalt, so daß niemand eine Spur davon wahrnahm. Von diesem Unternehmen ist sodann während der folgenden vier Jahre nichts bekannt geworden, bis einer jener beiden Männer, als ihm gegenüber ein fremder Reisender es beklagte, daß man das auf Luthers Grabstätte liegende Dunkel nicht aufgehellt habe, sich nicht mehr enthalten konnte, ihn darüber zu beruhigen. Er hat dann auch Professor Köstlin mündlich und schriftlich klare, schlichte und eingehende Angaben gemacht und eine Veröffentlichung gestattet. Der andere der beiden Männer konnte, da sein gegenwärtiger Auf-

enthalt zu weit entfernt ist, nicht aufgesucht werden; jedoch hat ihm Professor Köstlin von seiner Veröffentlichung Nachricht gegeben, und er hat ihr nicht widersprochen. Hiernach dürfte nunmehr das Gerücht von der Entfernung des Leichnams Luthers aus Wittenberg völlig widerlegt und beseitigt sein. R.

## THE INSTITUTIONAL CHURCH,

### Oder: Die offene Kirche.

Die Frage um die Erhaltung unserer Gemeinden in den sogenannten „unteren Stadtvierteln" ist in jeder Denomination zur brennenden Tagesfrage geworden.

Die reicheren Glieder ziehen aus diesen Stadtteilen in die Vorstädte, wo sie bequemeres Wohnen und eine angenehmere Umgebung finden, und die Kirche folgt schon aus Geschäftsrücksichten, wenn nicht aus edleren Trieben, nach, da sie im besten Fall mit der zurückgebliebenen und immer geringer werdenden Gliederzahl sich nur auf kurze Zeit halten kann.

Daß man es bedauert, daß viele Glieder zu früh fortziehen oder zu bequem sind, von ihren entfernt gelegenen neuen Heimaten ihre alte Kirche zu besuchen, thut nichts zur Sache. Es ist der natürliche Gang. Früher oder später verlassen sie doch diese Gegend (die sich immer mehr mit anderer Bevölkerung anfüllt), und entziehen der Gemeinde ihre moralische und finanzielle Unterstützung. Höchstens betreiben sie eine Zeit lang von der neuen Kirche aus Missionsarbeit in der alten Kirche und dann steht sie leer, wird feilgeboten, und in kurzem in ein Geschäftslokal, oder Theater, oder Wirtshaus verwandelt.

Sollte aber die Arbeit der Kirche in diesem Stadtteil nicht fortgesetzt werden? Wohnen denn keine Leute mehr hier?

Betrachten wir die Sachlage:

1. Die neuen Bewohner sind arm, meistens von niederem Stand, aber ebenso zahlreich als je; denn obgleich manche Paläste in Geschäftshäusern und Hotels angebaut sind, so werden andere Häuser, wo sonst eine Familie wohnte, jetzt von 4—8 Familien bewohnt. Aber die wenigen christlich Gesinnten, die zu arm sind, wegzuziehen, sind auch zu unvermögend, eine Kirche zu erhalten, obgleich sie Anspruch auf Gottesdienste in der Kirche, die sie haben bauen und bisher erhalten helfen, machen wollen. Die Nichtchristen haben keine Neigung, das Werk des Herrn zu unterstützen, selbst wenn sie die Mittel hätten; sie sind gleichgültig oder fröhnen ihren Lüsten, verachten alles Göttliche, und gehen ohne Gelegenheit, das Wort zu hören, verloren. Für niemand wäre die Predigt erwünschter, als für diesen Ueberrest der Christen, die hier wohnen müssen; nirgends wäre sie notwendiger als hier, wo die Unsittlichkeit der Weltlichgesinnten überhand nimmt und das Verderben sich ohne Schranken verbreitet. Was ist zu thun? Soll man diese Klassen verkommen lassen? Sind sie nicht auch Menschen, für die der Herr Jesus gestorben ist? Muß ihnen nicht auch das Evan-

gelium gepredigt werden? Es kann auf diese Frage nur eine Antwort geben.

Doch wie? Früher konnte ein Prediger die Arbeit hier verrichten, als die Mehrzahl kirchlich gesinnt war, als sie aus Gewohnheit in die Versammlung gingen, als ein Besuch im Viertel- oder Halbjahr genügte, um die Glieder mit dem Prediger und der Kirche zu verbinden, als tüchtige Mitarbeiter in der Gemeinde, im Jugendverein und in der Sonntagschule unentgeltlich mithalfen.

Jetzt ist aber mit geringer Ausnahme eine Abgeneigtheit gegen Prediger und religiöse Versammlungen vorhanden, und es erfordert monatelanges, fast tägliches Besuchen der Leute, um sie nur für das Göttliche zu interessieren, und wiederholte Teilnahme an ihrem Elend, um Vertrauen zu wecken und öftere Hilfeleistung in irdischer Beziehung, um sie mit der Kirche zu verbinden.

Ein Mann kann nun diese Arbeit nicht mehr thun; es erfordert nach Umständen die besten Kräfte mehrerer tüchtiger gottgeweihter Männer und Frauen, die ihre ganze Zeit diesem Werk widmen können, und mithin größere finanzielle Unterstützung als je. Doch woher das Geld nehmen?

Diese Frage sucht die sogenannte *Institutional Church* oder offene Kirche, gegenwärtig in Philadelphia, Washington, New York und anderen Großstädten praktisch zu lösen, indem sie diese leerstehenden Kirchen aufsucht, sie zu einem Institute umändert, dieselben durch Gaben von wohlhabenden Männern fundiert, namentlich von solchen, die die betreffende Kirche als ihr ehemaliges kirchliches Heim betrachten, sie mit Departements versieht, die den leiblichen, geistigen, socialen sowohl als geistlichen Bedürfnissen der jetzigen Bewohner dieser Stadtteile entsprechen, täglichen statt wöchentlichen Zugang, beides den Armen und Reichen, ohne Unterschied gewähren, die den Versuch machen in der Amtsverwaltung „den Geist Christi" in jede Familie und jeden verborgenen Winkel der menschlichen Thätigkeit hineinzutragen.

Um die verschiedenen Klassen anzuziehen, werden die Gottesdienste am Sonntag nicht nach der gewöhnlichen Weise abgehalten, sondern durch responsives Lesen, schöne Musik und andere erlaubte Attraktionen nebst kurzen religiösen Ansprachen interessant gemacht. Ein praktisch eingerichtetes Gymnasium ist zu verschiedenen Stunden des Nachmittags für Knaben und Mädchen, und wiederum des Abends zu verschiedenen Stunden für Männer und Frauen gegen Bezahlung einer nominellen Summe offen. Bibliothek- und Lesezimmer, mit den besten Tagesblättern und Magazinen und auserlesenen Büchern versehen, bieten allen des Nachmittags und des Abends freien Zutritt. Für junge Leute sind Spiele eingerichtet, um sie von den Straßen weg zu halten. Eine Abteilung für Mütter und kleine Kinder, der eine Matrone vorsteht, bietet Gelegenheit in der Pflege und Erziehung der Kleinen in Krankheit und Gesundheit Unterricht zu erteilen. Eine medizinische Abteilung, wo den Kranken aufgewartet wird, ein Armendepartement, das sich der Notleidenden annimmt, indem es für Nahrung, Brenn-

material und Kleider sorgt, sind andere Einrichtungen der *Institutional Church.*

Diesem allem geht eine genaue Bekanntschaft der Bewohner der betreffenden Gegend voraus, die nur durch Besuche und das Registrieren der Namen und Adressen gewonnen werden kann. Das Ganze muß vom Geist Christi, der auch für Leib, Seele und Geist sorgt, durchweht werden.

So bald als thunlich werden Komites, aus Neubekehrten bestehend, ernannt, um innerhalb und außerhalb der Kirche mitzuhelfen. Nach der Angabe der schon bestehenden offenen Kirchen ist die Durchschnittszahl der Leute, die diese Kirche jährlich in irgend einem Departement besuchen, etwa 20,000, die Ausgaben $20,000 bis $30,000 jährlich, der Erhaltungsfonds $100,000.

Ohne Zweifel könnte der Plan auch im kleineren, und mit einer geringeren Anzahl Departements ausgeführt werden. In jedem Fall möchte es gut sein, unsere Kirchen in diesen unteren Stadtteilen in Zeit zu fundieren, damit das Werk des Herrn hier auch dann betrieben werden kann, wenn die Gemeinde wegen Wegzug der Glieder so schwach wird, daß sie keinen Prediger mehr erhalten kann. Reiche Glieder könnten durch Gaben bei ihrer Lebzeit einen Erhaltungsfonds bilden helfen, oder testamentarisch Geld für diesen Zweck vermachen, wie sie für ihre Familien und Schulen Sorge tragen. **G. B. A.**

## Die heidnische und moderne Theosophie.

Von Pastor **L. Pfeiffer**, Crown Point, Ind.

Die heidnische Theosophie, welcher die Offenbarung Gottes und seines Wortes fehlt, ist auf greuliche Irrwege geraten in Bezug auf die Erkenntnis der Gottheit und die Bestimmung des Menschen. Statt des ewigen, allmächtigen und heiligen Gottes, der die Liebe ist, stellt sich das indische Heidentum z. B. einen unpersönlichen Gott vor, das All, das Universum mit seinen darin waltenden Kräften und Gesetzen. Man lese Röm. 1, 19—25. Die Konsequenz davon ist eine dem Christentum entgegengesetzte Welt- und Lebensanschauung, ein Polytheismus und Pantheismus, eine Vielgottheit und eine Allgottheit, ein ewiges Einerlei und ein beständiger Kreislauf im Universum. Indem das indische Heidentum zwar an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubt, deren Bestimmung und Zustand nach dem Tode aber nicht richtig erkennt, so glaubt es an eine Seelenwanderung, Reinkarnation, d. h. an eine Wiedereinverleibung der Seele in einen tierischen oder menschlichen Körper, zur Strafe und Läuterung für die bösen Menschen, und an ein Aufgehen im All, im Universum, nach dem Brahmanismus in Brahma, nach dem Buddhismus im Nirwana (Verwehen), für die guten Menschen.

Die heidnische Theosophie gründet sich auf die heidnische Mystik und die Mysterien. Die Mysterien bestanden und bestehen teils aus Geheimlehren über Entstehung und Leben der Gott-

heiten, teils aus Geheimbräuchen, indem der in die Mysterien Aufzunehmende eine Reihe von Prüfungen, reinigenden Ceremonien, Gelübden der Verschwiegenheit u. s. w. zu leisten hat und der Kultus selbst in symbolischen Darstellungen der Geheimlehre, meist in dramatischer Form, besteht, welche auf das Gemüt der Zuschauenden einen tiefen Eindruck zu machen bestimmt sind. Außer den Griechen und Römern waren es hauptsächlich die Aegypter, bei denen die Isismysterien uralt sind, und die Indier, deren Brahmanendienst mit seinem Gelübde der Verschwiegenheit über die Lehren der Religion, mit seiner Brahmanensprache (dem Sanskrit) und seiner geheimen Tradition wesentlich ein Mysteriendienst ist.

Die moderne Theosophie wiederum gründet sich auf die heidnische Theosophie. Sie ist heidnische Theosophie im modernen Gewand. Sie besteht aus brahmaistischer und buddhistischer Religionsphilosophie, Zauberei, Hypnotismus, Spiritismus u. dergl. Die moderne Theosophie ist vielfach das Ergebnis des Strebens solcher Seelen, die am Lebensglück Schiffbruch gelitten haben und es dann in einer höheren Region des Geistes suchen, jedoch ohne Erneuerung des Sinnes und ohne Wiedergeburt durch Gott und seinen Geist; Seelen, bei denen dann ein unheiliger, böser Geist sich einstellt, und beides, Böses und Gutes, ihnen vorspiegelt, um ihre Seelen zu bestricken. Denn der Teufel verstellt sich auch in einen Engel des Lichts, um seinen Zweck zu erreichen. Die tiefste Ursache solcher Verwirrungen ist der böse Wille des Menschen, ein Widerstreben der Wahrheit und dem Geiste Gottes. Mit so verkehrten, sündigen Menschen kann sich der heilige Gott nicht mehr einlassen, um seine Gnade und Herrlichkeit zu offenbaren.

Aus dem Nachstehenden, das wir der „Christlichen Welt" entnehmen, können wir die moderne Theosophie genauer kennen lernen.

### 1. Madame Blavatsky, die Gründerin der theosophischen Gesellschaft.

Die theosophische Gesellschaft, die gegenwärtig über die ganze Erde in verschiedenen Zweigvereinen verbreitet ist, wurde von der bekannten russischen Reisenden, Madame Blavatsky, gegründet. Diese geistreiche, aber excentrische Dame, die wiederholt als Betrügerin angefeindet wurde, war im Jahr 1831 zu Jekaterinoslaw, im südlichen Rußland, geboren und von deutsch-russischer Abkunft. Dieselbe heiratete im Alter von 17 Jahren den 60jährigen General Blavatsky, wie sie später erklärte, nur aus Eigensinn und Mutwillen. Eines Tages schlug sie ihn, da sie des ehelichen Zusammenlebens überdrüssig ward, mit einem silbernen Leuchter zu Boden, entfloh dann, da sie die Folgen fürchtete, und irrte in der weiten Welt umher. Während ihres Aufenthaltes in London will sie mit einem hochgestellten indischen Weisen zusammengetroffen sein, der sich ihr als Mitglied einer geheimen Brüderschaft zu erkennen gab, die angeblich in einer der abgelegensten Gegenden des Himalaya sich aufhalten und die höchste Weisheit, die der Mensch erlangen könne, durch mystische Schulung sich erworben haben soll. Der erleuchtete Meister aus dieser Gemeinde der „Mahatmas"

soll ihr nun mitgeteilt haben, sie sei zur Leitung einer großen Bewegung berufen, die die alte mystische Weisheit der Indier als die Grundlage aller Mysterien und Religionen in dem ganz und gar der naturalistischen Philosophie anheimgefallenen Westen wieder verbreiten sollte. Sie müsse aber, um sich für ihren Beruf vorzubereiten, eine Zeit lang unter den „Mahatmas" in Tibet sich mystischen Uebungen hingeben. Madame Blavatsky will diesem Rufe gefolgt und nach Tibet gezogen sein, obwohl sie mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Daselbst soll sie dann die erste Anregung zu ihren bekannten Werken: *'Isis Unveiled'* und *'Secret Doctrine'* erhalten haben, die als ein System der Kosmologie, Theologie und Psychologie, angeblich unter teilweiser Inspiration der „Mahatmas", von ihr verfaßt wurden. Die in ihnen aufgestellten mystischen Theorien will Madame Blavatsky auch praktisch bewiesen haben. Sie behauptete unter anderm, daß Oberst Olcott, den sie in Amerika kennen lernte, mit ihr durch ein mystisches Band verknüpft und bestimmt sei, die Bewegung zu leiten, wofür er auch noch Beweise von den „Meistern" erhalten würde. Und dieser erzählt auch wirklich, er habe bald darauf die Erscheinung eines „Mahatmas" gehabt, der ihm die Leitung der Gesellschaft mit der Blavatsky anbot. Er habe anfangs das Ganze für eine Hallucination gehalten. Der Mahatma habe jedoch plötzlich seinen Turban abgenommen, und dieser sei dann in seinen Händen geblieben, als der Meister bereits verschwunden war. Dieses wunderbare Ereignis habe ihn bestimmt, sich ganz der theosophischen Lehre zu widmen.

Es ist von psychologischem Interesse, aus der Erzählung Olcotts entnehmen zu können, wie nach und nach der starke Wille der Magierin (Mme. Blavatsky) die Herrschaft über seinen schwächeren Willen und Verstand erlangte. Anfangs versuchte sie in seinen spiritistischen Tendenzen einen Anhaltspunkt für spätere Beeinflussungen zu gewinnen; sie ging scheinbar auf sie ein und suchte seinen Glauben an die spiritistischen Phänomene zu kräftigen, obwohl sie selbst nicht daran glaubte, oder vielmehr der indisch-esoterischen Ansicht huldigte, daß die Geister nur „Astralleiber" der Verstorbenen seien. Später aber weihte sie ihn in ihre Geheimnisse ein und überzeugte ihn davon, daß der Spiritismus nur die Vorschule für die wunderbare Magie der „Mahatmas" sei, und daß diese allein im Besitze aller Wahrheit und Weisheit seien. In nicht langer Zeit war es ihr gelungen, ihn zu ihrem willenlosen, blindgläubigen Sklaven zu machen.

Obschon Olcott in seinem Buche öfters seiner Verehrung für die verstorbene Magierin Ausdruck giebt, erzählt er doch viele Dinge, die nicht zu ihrer Heiligsprechung passen.

Schon im *"Foreword"* spielt er auf ihre offenkundigen Fehler an und stellt sie als eine gewaltthätige Frau hin, die sich gewöhnlich einer derben Sprache bedient habe. „Sie fluchte wie die Armee in Flandern." Trotz ihrer erstaunlichen Energie soll sie aber doch das Opfer jedes Wichtes geworden sein, der ihr etwas vorlog. Olcott erklärt ferner, daß sie gewiß keine der Eigenschaften besessen habe, die man bei einem geistlichen Lehrer vorauszusetzen gewohnt sei. Auch ihre Aufrichtig-

keit scheint wohl in Zweifel gestellt werden zu können. Um der Schwierigkeit zu entgehen, die Wahrheit zu sagen, pflegte sie sich selbst zu widersprechen und ihre Freunde zu verwirren. Um ihre Zwecke zu erreichen, hielt sie alle ihre Schüler zum besten.... Trotz alledem hält sie aber Olcott für einen „geistigen Koloß", ihre Bekanntschaft kam, seiner Ansicht nach, einer aufklärenden Bildung gleich, und man mußte sie lieben und hochschätzen.

Ganz besonders scheint ihr Freund durch ihre Wundergabe suggestioniert worden zu sein, obschon er, wie man aus seinen Erzählungen entnehmen kann, manchmal gewaltigen Verdacht gehegt und vermutet habe, daß sie ihn hinters Licht zu führen versuchte, wenn sie hierzu Gelegenheit zu haben glaubte. Er gesteht selbst ein, daß viele der Wunder Blavatskys durch ihr ausgezeichnetes Suggestionstalent erklärt werden können; er selbst war sehr leicht suggestibel. Sein Bericht von dem Läuten lieblicher Glöcklein unter den Kleidern der Magierin, dem Ausströmen von Wohlgerüchen aus ihrer Hand, oder dem Hervorzaubern von Bildern auf Papier, der Citation von Elementargeistern in Gestalt weißer Schmetterlinge mag hierauf hinweisen.

Manche ihrer „Wunder" mögen übrigens sogar den leichtgläubigsten Spiritisten wenig glaublich erscheinen. Dazu gehört wohl die „Schöpfung" eines hübschen Schäfleins zum Spielen für ein böses Kind, um es zu beschwichtigen; merkwürdig ist, daß Oberst Olcott versichert, das Spielzeug sei „nach seiner positiven Kenntnis" im Moment zuvor noch nicht dagewesen. Wieweit Madame Blavatsky es übrigens in illusorischer Beeinflussung brachte, geht z. B. aus dem Berichte hervor, daß sie ihm einmal Edelsteine im Werte von 10,000 Pfund Sterling zeigte, obwohl sie keinen Cent in der Tasche hatte, oder daß sie sich für ihn unsichtbar machte. Uebrigens war sie schließlich so anständig, ihre Opfer zur Belohnung in ihren Künsten zu unterrichten, weshalb auch Olcott behauptet, er könne solche Dinge, wie die erzählten, selbst machen. „Man kann nicht nur," so schreibt er, „einen kleinen Diamanten unsichtbar machen, sondern auch den Menschen, alle in einem Raume Anwesenden, ein Haus, einen Baum, Fels, Berg, Weg, kurz, die hypnotische Suggestion schließt grenzenlose Möglichkeiten in sich."

Uebrigens scheinen Blavatsky und Olcott in ihren Fertigkeiten nicht nur von indischen Zauberern, sondern auch von gewissen „weisen koptischen Magiern" noch übertroffen zu werden.

So erzählt Madame Bl., sie sei einmal in der Wüste mit einem derartigen Göttersohn gereist und habe, als sie des Abends kampierte, den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, eine Tasse guten französischen *Café au lait* zu haben. Da sei der Magier zu dem Kamel gegangen, welches das Gepäck trug, habe Wasser aus einem Schlauch geschöpft und sei dann nach einer Weile wieder zurückgekommen, in der Hand eine Tasse rauchenden Milchkaffees bringend. Blavatsky war sehr erstaunt und erfreut über dieses angenehme Wunder; sie wußte übrigens, „daß ihr Begleiter ein Adept (Zauberer) von hoher Macht war." Sie dankte und trank, fand das Gebräu ausgezeichnet, und erklärte, niemals bessern Milchkaffee im Café de Paris getrunken zu haben. Der

Magier sagte nichts, verbeugte sich und stand da, wie wenn er darauf wartete, die Tasse zurückzuerhalten. Blavatsky schlürfte das duftende Getränk und schmatzte vergnügt; — aber plötzlich war zu ihrem Leidwesen der Kaffee verschwunden und nichts als Wasser in ihrer Tasse. Es war auch nie etwas anderes darin gewesen. „Sie hatte nur das Scheinbild heißen, duftenden Mokkas geschlürft." (Scheinbilder und Sinnentäuschungen sind jede Art dieser Zaubereiwunder. Kein Sterblicher auf Erden vermag aus Nichtseiendem etwas zu schaffen; nur der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde kann Wunder thun. — Anm. des Verf.) Auch die indischen Zauberer scheinen durch die Gabe der „Projektion" (Aussendung) des Doppelgängers Tote wieder erwecken zu können. Doch — genug hiervon!

Die Aussagen der Mme. Blavatsky erschienen manchem Kenner der indischen religiösen Verhältnisse nicht recht glaublich, da die indischen Mystiker ja wegen ihrer Weltflucht und ihrer Abneigung gegen vertrauten Verkehr mit Frauen bekannt sind. Man bezweifelte, daß sie der Madame Blavatsky ihre höchsten Geheimnisse theoretisch und praktisch gelehrt haben könnten. Ein Londoner Psychologe, Dr. Hodgson, erhielt daher von der *Society for Psychical Research* den Auftrag, in Indien über die Wahrheit der Behauptungen der Theosophie genauer nachzuforschen. Er hat einen Bericht verfaßt, in dem sich u. a. die Behauptung findet, daß sie nur mit „Chelas", d. i. mit Jüngern mystischer Meister, aber nicht mit letzteren selbst, in näherer Beziehung war; ferner, daß sie gewisse magische Phänomene, die ihr zur Bekehrung von Ungläubigen dienten, z. B. die Uebermittlung gewisser „Mahatma"-Briefe, die urplötzlich geheimnisvoll den Zweiflern zugestellt wurden, in betrügerischer Weise auf natürlichem Wege hervorgebracht habe. Nach dem Berichte sollen die Erscheinungen der „Mahatmas" durch eigens dazu angestellte Personen und eine Puppe inscenieret worden sein, die Christoforo genannt wurde, u. dergl. m..... Die Theosophie suchte mit ihren Anhängern diese Angriffe zu entkräften. Sie behaupteten, daß ein Ehepaar Namens Colomb, das sie seinerzeit aus Mitleid zur Führung ihres Haushaltes in Indien aufgenommen habe, das aber mit dem, was sie ihm bot, nicht zufrieden war, dem Delegierten der Londoner Gesellschaft verleumderische Berichte geliefert habe. Sie will mit den „Mahatmas" immer, auch nach ihrer Rückkehr aus Indien, in geistiger Beziehung geblieben sein. Während der Jahre 1867—70 behauptet sie in Tiflis in hypnotischem Zustande gewesen zu sein, während ihr Geist bei den „Mahatmas" ein zweites selbstbewußtes Dasein führte.

Die Gründung der theosophischen Gesellschaft vollzog sie am 17. November 1875 in New York, in Verbindung mit Oberst Olcott. Sie sollte keine neue Religionsgesellschaft sein, keinen neuen Kultus bieten, sondern nur die Lehren verbreiten, die nach theosophischer Anschauung Wissenschaft und Religion vereinen und die mystische Entwicklung des einzelnen fördern.

Frau Blavatsky kehrte aus Gesundheitsrücksichten im Jahre 1885 nach Europa zurück. In London vollendete sie ihr großes Werk: *"The Secret Doctrine,"* und starb daselbst am 2. Mai 1891.

## 2. Lehre und Entwickelung der theosophischen Gesellschaft.

### a) Die theosophischen Lehren.*

Madame Blavatsky hatte sich in Amerika die Feindschaft der dortigen Spiritisten zugezogen, da sie der Leichtgläubigkeit, die in diesen Kreisen herrschte, entgegentrat, auf die schädlichen Folgen des Mediumismus für Seele und Körper hinwies, auch eine neue Erklärung der Phänomene nach den Grundprincipien ihres esoterisch-buddhistischen Systems gab, indem sie ihre Geister als ätherische Hüllen des eigentlichen Geistes kennzeichnete. Sie wollte damit nur sagen, daß bei den spiritistischen Manifestationen nur die niedern Seelenteile des Menschenwesens thätig seien, während der eigentliche Geist durch die Medien nicht in seiner Ruhe gestört werden könne. Trotz der Opposition der Spiritisten fand sie aber doch viele Anhänger in den Ver. Staaten. Die theosophische Gesellschaft ist völlig undogmatisch. Es wird aber ihren Mitgliedern der Glaube an die Wahrheit des esoterischen Buddhismus nahegelegt, wie sie in den Werken der Gründerin: *"The Secret Doctrine," "Isis Unveiled"* und *"The Key to Theosophy,"* sowie in Sinnetts *"Esoteric Buddhism"* dargestellt ist. Diese Bücher enthalten die Hauptlehren des Brahmaismus und Buddhismus, von den Verzerrungen des Volksglaubens gereinigt.

Hinsichtlich des Gottesbegriffs wird im allgemeinen in den Werken der modernen Theosophen an der alten pantheistischen Lehre der indischen Religionssysteme festgehalten. Im Universum werden zwei sich stets wiederholende Prozesse angenommen: die Evolution und die Involution, das Aus- und Einatmen Brahmas, die Verstofflichung und Vergeistigung.

Das Menschenwesen zerfällt in sieben Teile, drei obere und vier untere Principien (Atma=Geist; Buddhi=erleuchtete oder Geistseele, Idealpotenz; Manas=Gedankenpotenz; Kama=Willenspotenz; Prana=Lebenspotenz; Linga Sharira=Gestaltungspotenz; Rupa=Stoffpotenz). Es muß durch viele Wiedereinverleibungen (Reinkarnationen) geläutert werden, um vom Sansara ins Nirwana, vom Stofflichen zum Geistigen zurückgeführt zu werden.

Von den langwierigen Inkarnationen, die oft nur nach langer Zeit, etwa alle 3000 Jahre, erfolgen, kann sich der Mensch schon hier auf Erden nur befreien, wenn er durch Askese (Kasteiung und Enthaltsamkeit) sich zu einem „Yogi", d. i. zu einem Gottmenschen, Geistmenschen, macht, der dann schon während seines irdischen Daseins in der Ekstase sich ganz mit dem Gottgeiste einen und auf diese Weise das höchste Wissen und die höchste Vollendung erreichen kann. Ein solcher ist ein Gottweiser, ein Theosoph, im eigentlichen Sinne des Worts. Zur gegenwärtigen Zeit sind die „Mahatmas" auf dieser Entwicklungshöhe.

Ganz besonders wird von den Theosophen das Gesetz des „Karma" gelehrt, das alle scheinbare Ungerechtigkeit in der Welt erklären und in

* Auch im Nachstehenden folgte der Verfasser der „Christlichen Welt".

allen Verhältnissen Trost und rechte Anweisung geben soll. Ihm zufolge bestimmt die Gesamtsumme der guten und bösen Thaten eines Individuums in frühern Existenzen ursächlich dessen Verhältnisse in den späteren Daseinsphasen bis zur Rückkehr ins Nirwana.....

Wer diese Lehren mit der Aufzählung der Zwecke der theosophischen Gesellschaft vergleicht, wird finden, daß der Neueintretende wohl kaum sich darüber klar werden kann, was eigentlich zur Theosophie gehört. Die theosophische Gesellschaft, so heißt es, hat folgende Zwecke: 1. Einen Kern zu bilden, um den sich die Ideen einer allgemeinen Menschenverbrüderung ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens, Geschlechts, der gesellschaftlichen Stellung oder Hautfarbe kristallisieren und die Ideale der Menschheit sich verwirklichen können. (Vielleicht lag diese Idee dem sogenannten Religionskongreß zu Chicago während der Ausstellung in 1893 zu Grunde. Daß jene Sache eine durchaus verfehlte war, hat sich später gezeigt in der Schmähung der christlichen Nationen durch die Vertreter aus heidnischen und muhammedanischen Ländern und in der Niedermetzlung der christlichen Armenier durch Türken und Muhammedaner.—Anm. des Verf.) 2. Das Studium der Litteratur der Arier und der Religionen, Philosophien und Wissenschaften des Orients und des Altertums zu befördern und auf deren Wichtigkeit aufmerksam zu machen. 3. Die noch unbekannten Gesetze der in der Natur und im Menschen schlummernden Kräfte (Wille, Bewußtsein, Vorstellung u. s. w.) zu erforschen. Der letztere Zweck wird jedoch hauptsächlich nur von der „Esoterischen Sektion" der theosophischen Gesellschaft, die immer noch in direkter Verbindung mit den „Mahatmas" stehen und von ihnen mysteriöse Briefe aus Tibet durch magische Fernwirkung empfangen soll, verfolgt.

### *b)* Die Entwickelung der theosophischen Gesellschaft.

Durch dieses allgemein gehaltene Programm können manche veranlaßt werden, sich der Gesellschaft anzuschließen, die weniger der Mystik zugeneigt sind. Dadurch erklärt sich wohl auch ihre große Verbreitung, besonders in den Ländern englischer Zunge, in denen übrigens alle religiösen Bestrebungen zahlreiche Anhänger finden. Die theosophische Gesellschaft erstreckt sich in fast 400 Einzelgesellschaften über die ganze Erde. Ihr Hauptquartier wurde im Jahre 1878 nach Adyar bei Madras in Indien verlegt. Präsident ist noch immer Oberst Olcott. Eines der hervorragendsten Mitglieder der *Esoteric Section* ist Mrs. Annie Besant, gleichsam Nachfolgerin der Blavatsky seit deren Tode in 1891.

In Deutschland hat die theosophische Gesellschaft auf Umwegen Eingang gefunden. Am meisten hat sich für ihre Verbreitung neben Dr. Franz Hartmann der frühere Kolonialpolitiker Dr. Hübbe-Schleiden bemüht. Er lernte in Hamburg, als er dort als Beamter weilte, das vielbesprochene Buch Sinnets: *"Esoteric Buddhism,"* kennen. Es machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und er glaubte, in ihm die philosophische und theologische Wahrheit entdeckt zu haben. Es lag ihm

deshalb nahe, mit dem Verfasser in Verbindung zu treten. Eine Gelegenheit hiezu wurde ihm durch ein Zusammentreffen mit Olcott geboten, der in Deutschland für die neue Lehre der indischen „Mahatmas" und der Mme. Blavatsky Propaganda machte. Es wurde nun beschlossen, eine *Societas Theosophica Germaniæ* zu gründen, und Hübbe-Schleiden sollte ihr Sekretär und Leiter des Vereinsorgans „Sphinx" werden. Die „Sphinx" war anfänglich mehr Organ für Experimentalpsychologie und Mystik im allgemeinen, ohne daß in ihr für die theosophische Gesellschaft besonders Propaganda gemacht wurde..... Schließlich kam Hübbe-Schleiden auf die Idee, eine deutsche theosophische Gesellschaft, unabhängig von der englischen, zu gründen, und die „Sphinx" zu deren Organ zu machen.

Nach einiger Zeit — die Gründung dieser Gesellschaft erfolgte gegen das Ende des Jahres 1892, sie zählte binnen kurzer Zeit etwa 900 Glieder — suchte Hübbe-Schleiden in Berlin einen „Esoterischen Verein" zu gründen, der tiefer in das Wesen der Theosophie eindringen sollte, und im Juni des Jahres 1894 bot ihm dann die Anwesenheit des Präsidenten der englischen theosophischen Gesellschaft in Berlin Anlaß, seinen Plan auszuführen.... Hübbe-Schleiden zog bald nach dieser Gründung in das Land der indischen Mystiker und fand bei seiner Rückkehr nach Deutschland die Verhältnisse sehr verändert vor. Die „Sphinx" hat im Jahr 1896 aufgehört, zu erscheinen.

### 3. Die Spaltung in der theosophischen Gesellschaft.

Das wichtigste Ereignis in der Geschichte der theosophischen Gesellschaft ist die Spaltung, die im Jahr 1895 eintrat. Sie hatte folgenden Grund. William Ruan Judge, der bisherige Vicepräsident der theosophischen Gesellschaft und Leiter der amerikanischen Sektion, wurde von Oberst Olcott und Annie Besant beschuldigt, Mahatmabriefe gefälscht zu haben, und zwar wollen die Leiter der Bewegung dies von den indischen Meistern selbst erfahren haben..... Man zog ihn deshalb zur Verantwortung und stellte ihm in Aussicht, daß er aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden würde, falls er nicht gestehen und widerrufen wollte. Judge jedoch zeigte sich keineswegs nachgiebig und appellierte an die Nationalkonvention der theosophischen Gesellschaft in Amerika, die ihm ein Vertrauensvotum zugestand und erklärte, sich von der indisch-englischen Sektion trennen zu wollen. Es wurde sodann am 28. April 1895 in Boston beschlossen, eine neue theosophische Gesellschaft in Amerika zu gründen und Judge zu deren Präsidenten zu erwählen.

Es war dies ein schwerer Schlag für die indische Gesellschaft, zumal die amerikanische bald nach ihrer Gründung 400,000 Mitglieder zählte. Nach dem Tode des Judge wurde Pastor Hargrove zu seinem Nachfolger erwählt.

Im Jahre 1896 organisierte dieser mit mehreren hervorragenden Mitgliedern ein eigenartiges Unternehmen für Propagandazwecke, nämlich einen theosophischen Kreuzzug. Die erste Versammlung der Kreuzfahrer fand am 7. Juni in Boston statt, und bald darauf erfolgte

die Abreise nach Europa. Sie schifften sich am 13. Juni nach London ein, wo sie ihre *Great Crusade Meetings* begannen.

Die Theosophen der europäischen Sektion waren durch diesen Einfall in ihr Hauptquartier wenig erbaut und beeilten sich, in einem Schriftstück zu erklären, daß sie in keiner Beziehung zu den Amerikanern stünden und jede Verantwortlichkeit für deren Kreuzzug ablehnen müßten. Die Kreuzfahrer ließen sich aber dadurch nicht irre machen und haben nicht nur in London, sondern auch in anderen Städten, wie Liverpool, Glasgow, Edinburg und Dublin, große Erfolge erzielt, so daß die „Theosophische Gesellschaft in Europa" innerhalb eines Monats um mehr als 50 Zweiggesellschaften reicher wurde. In Dublin wurde die Jahresversammlung der neuen Vereinigung abgehalten und Beamte gewählt.

Am 27. August kamen die Kreuzfahrer nach Berlin. Die erste Versammlung der Kreuzfahrer fand am 27. August im engeren Kreise des Berliner Zweiges der theosophischen Gesellschaft in Europa statt, und es wurde dabei eine Reihe von Vorträgen, u. a. von Rev. E. Hargrove und von Dr. Franz Hartmann gehalten. In einer Versammlung am folgenden Tag forderte Hargrove zur Bildung einer „Deutschen Theosophischen Gesellschaft" auf, die unabhängig von andern die Arbeit im eigenen Vaterlande aufnehmen sollte. Am 29. August wurde eine sehr gut besuchte öffentliche Versammlung abgehalten, und am 30. fand die erste National-Konvention der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland" statt, in welcher Dr. F. Hartmann einstimmig zum Präsidenten gewählt wurde, der denn auch die Wahl annahm.

Weitere Erfolge hatten die Kreuzfahrer in Wien, wo sie vom 10. bis 12. September weilten und eine Loge organisierten. Von Wien ging der Kreuzzug nach Venedig, wo eine Loge gegründet wurde, sodann nach Rom, wo man versuchte, eine „Theosophische Gesellschaft in Italien" zu bilden. In Athen (Griechenland) erlebten sie den größten äußern Erfolg ihres bisherigen Zuges. Ganz Athen sympathisierte mit den theosophischen Anschauungen. Von Athen wandte man sich nach Alexandria, von da nach Kairo, wo eine „Theosophische Gesellschaft in Aegypten" ins Leben gerufen wurde, deren Präsident ein Sufi (mohammedanischer Mystiker) ist. Von da zogen die Kreuzfahrer nach Bombay. Im Lande der „Theosophie" besuchten sie neben Bombay auch Ceylon, Poona, Allahabad, Benares, Kalkutta, Madras; sodann wandten sie sich nach Australien, Tasmanien, Neu-Seeland, Queensland, Java, Sumatra; von dort weiter nach China und Japan, um schließlich noch von San Francisco aus die Vereinigten Staaten zu durchqueren. In den ersten Tagen des März 1897 hofften sie in San Francisco zu sein.

Die Thätigkeit des Kreuzzuges soll mit der Gründung einer Schule für Wiederbelebung der verlorenen Mysterien des Altertums abgeschlossen werden, zu deren Gebäude sie 4 Eckſteine aus Irland, Schottland, Aegypten und den Vereinigten Staaten mitbringen.

Der Eifer und die Begeisterung dieser amerikanischen Kreuzfahrer wäre wohl einer bessern Sache wert gewesen, um Propaganda dafür zu

machen. — Die Deutsche Theosophische Gesellschaft scheint nicht gedeihen zu wollen, denn ihr Organ, „Die Metaphysische Rundschau", hat sein Erscheinen eingestellt, und ein Aufruf zur Neuorganisation an der am 3. September 1897 in München abzuhaltenden Generalversammlung aller deutsch-redenden Theosophen aller Länder zeigt, daß sie auf schwachen Füßen steht.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir noch eingehen auf die am 31. Mai 1891 zu Colombo auf Ceylon gegründete *"Maha-Bodhi Society,"* oder auf die „Gesellschaft für esoterisches Christentum", deren Vertreterin eine Lady Caitneß, Herzogin von Pomar ist, die in Paris lebte und die Zeitschrift: *"L'Aurore, organe du Christianisme ésotérique,"* und ein Werk über christliche, semitische und buddhistische Theosophie: *"La Théosophie Universelle,"* herausgab; oder auf die *"Esoteric Christian Union"* in England, 1891 von Edward Maitland gegründet auf Anregung der Lehren des *New Gospel of Interpretation,* die ihm und der verstorbenen Anna Kingsford, einer mediumistisch oder ekstatisch veranlagten Persönlichkeit, geoffenbart wurden. Oder die Gesellschaft der Rosenkreuzer in Deutschland, die vom 16. und 17. Jahrhundert her datiert, und in 1888 neu organisiert wurde; oder den Martinistenorden in Frankreich, der von Martines de Pasqually im 18. Jahrhundert gegründet und in 1887 zu Paris neu organisiert wurde und seither eine weite Verbreitung fand.

Die Absurditäten, die in dieser gedrängten Darstellung verzeichnet wurden, sind ein Beweis dafür, wie leicht die Beschäftigung mit der modernen Mystik und Theosophie Halbgebildete oder pathologisch veranlagte Menschen zu seelischen Verirrungen führen kann. Für solche wäre es zu wünschen, daß sie niemals dieser mystischen Bewegung näher getreten wären, sondern sich bemüht hätten, ihre christlichen Anschauungen zu festigen und praktisch zu bethätigen, statt sich einem so gefährlichen Gebiete zu nähern. Da die moderne Theosophie modernes Heidentum ist, so muß es einem wahren Christen unmöglich sein, darauf einzugehen. Wem Buddha höher steht als Christus, der ist überhaupt kein Christ. Christus und Buddha haben aber so wenig mit einander gemein, wie Christus und Belial, wie das Licht mit der Finsternis. „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden" (Röm. 1, 22).

Die moderne Theosophie ist, wie so manche andere Erscheinung unserer Tage, ein Beweis des Abfalls von Christo, der je länger, je allgemeiner wird. Allein, es muß so kommen, weil es so verheißen ist. Die einzige Hoffnung der Christen ist das verheißene Gottesreich auf Erden, das Königreich Jesu Christi, in welchem alle Macht des Heidentums gestürzt und Wahrheit und Gerechtigkeit, Glückseligkeit und Frieden herrschen werden. Das ist gewißlich wahr.

# Für die Kanzel.

## Weihnachtspredigt.

Prof. **Friedrich Munz,** Cincinnati, Ohio.

Text Luk. 2, 1—14.

„Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen
Und die Fenster sind erhellt."

Wieder klingen die Weihnachtsglocken durch die Lande; wieder duftet die immergrüne Weihnachtstanne auf dem beladenen Weihnachtstisch; mit wunderbarem Schimmer erhellen unzählige Lichtlein die heilige Nacht. O, könnten wir mit Engelschwingen in Stadt und Land von Haus zu Haus fliegen, dorthin wo goldne Leuchter, und dahin, wo bescheidene Kerzen angezündet werden, hinauf in das Dachstübchen, wo einsam und verlassen das alte Großmütterchen unter Thränen das grüne Bäumchen schmückt, hinunter in das Kellergeschoß, wo ein Dutzend freudestrahlende Kinderherzen nicht wissen, ob sie im Himmel oder auf Erden sind — überall begegnet uns die Liebe. Das Weihnachtsfest ist das Fest der Liebe, der fleischgewordenen Liebe. Die Liebe schmückt die Weihnachtsbäume, die Liebe zündet die Millionen Lichter an, die Liebe feiert, nachdem sie wochenlang geheimnisvoll im Verborgenen geplant und gewaltet hat, zu Weihnachten ihren herrlichsten Triumph.

Und wem gilt denn diese Liebe eigentlich? Um wen dreht sich die ganze Weihnachtsfreude und Weihnachtsherrlichkeit? Lasset die Engel die selige Botschaft verkündigen: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids." Im Geiste wollen wir mit einander nach Bethlehem gehen und die Geschichte sehen, die geschehen ist. Betend und bittend um die Erleuchtung von oben, versetzen wir uns in

**Die heiligste der Nächte,**

und betrachten dieselbe:

1. In ihrem geheimnisvollen Dunkel,
2. In ihrem freudestrahlenden Lichte.

### I.

### Die heilige Weihnacht in ihrem geheimnisvollen Dunkel.

Gotteswege sind Wunderwege. Seine Fußstapfen findet man in der Tiefe. Wir wollen uns des nicht wundern. Gott wäre nicht Gott, wenn seine Gedanken nicht unendlich höher wären, denn unsere Gedanken, und seine Wege, denn unsere Wege. Bewundernd verehren

wir den Baumeister, durch dessen planenden, denkenden Geist Sand- und Steinhaufen, Eisen- und Holzhaufen sich ineinander- und aufeinanderfügen; Stein legt sich auf Stein, Stock baut sich auf Stock, bis endlich der ganze Plan in einem vollendeten, in sich vollkommenen Gebäude vor uns steht. Groß, zum Bewundern groß, ist ein solcher planender Geist. Doch, wie verschwindend klein, wie flüchtig und nichtig sind die größten Pläne, welche der Mensch häufig entwerfen, aber so selten ausführen kann, gegenüber dem Gottesplan der Erlösung. Er ist riesig in seinem Entwurf und riesig in seiner Ausführung. Sein Anfang und sein Ende ist in die Ewigkeiten getaucht; nur die Mitte greift herein in die Menschenzeit und Menschengeschichte. Vor dem Fall im Garten, vor der Schöpfung des Menschen und der Erde, vor dem Zeitenanfang und vor Grundlegung der Welt war schon das selige Weihnachtsgeheimnis verborgen in Gott.

Alle Wege, die Gott sein Volk geführt hat, gehen nach Bethlehem im jüdischen Lande. Alle Heilsthaten und Heilswerke Gottes gipfeln sich in der einen großen Heilsthat, in dem Weihnachtsgeschenk Gottes an die Menschheit, in der Gabe seines eingeborenen Sohnes. Alle Heilsworte und Heilsverheißungen finden sich schließlich in der Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids!“ Der Böse und die Bösen, die Fürstentümer und Obrigkeiten der sichtbaren und unsichtbaren Welt sind, willig oder unwillig, die Handlanger und Dienstboten des großen Davidssohnes. Augustus, der Kaiser des römischen Weltreiches, und Cyrenius, der Landpfleger Syriens, müssen als Werkzeuge und Wegzeiger des Kindes von Bethlehem dienen. Und als über die nächtlichen Fluren die Lichtherrlichkeit der oberen Welten hereinbrach, als die Höhen des Himmels von den Hallelujahchören der Himmelsboten wiederhallten, als über der schlafenden Erdenwelt der Engelsgruß den Geistgesalbten und Weltheiland verkündigte — da haben die geheimnisvollen Wunderwege in der Krippe von Bethlehem ihr Ziel gefunden.

Aber auch hier hören die Wunder nicht auf; da fangen sie erst recht an. Ueberhaupt, wo in der Welt versteht der Mensch etwas bis auf den Grund? Wo ist für ihn kein Wunder? Die Welt ist voller Geheimnisse; du magst hinschauen, wo du willst. Ueberwältigt von den Wundern der Natur, ergeht sich Hiob: „Gürte deine Lenden, wie ein Mann; ich will dich fragen, lehre mich! Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug? Weißt du, wer ihr das Maß gesetzet hat? oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenket? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Da mich die Morgensterne mit einander lobeten, und jauchzeten alle Kinder Gottes. Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach, wie aus Mutterleibe? Da ich es mit Wolken kleidete, und in Dunkel einwickelte, wie in Windeln?“ Das sind Wunder Gottes in der unvernünftigen Welt. Dürfen wir weniger erwarten in der vernünftigen Welt, da, wo ewige Menschenherzen sich sehnen und seufzen nach dem Göttlichen und Unendlichen?

Das eben ist das göttlich Große der Weihnachtsgeschichte, daß sie

die weltumfassende Menschwerdung Gottes mit den schlichtesten Worten erzählt. Zwei wegmüde Wanderer nahen sich ihrer alten Vaterstadt. Es ist ein einfacher Handwerksmann, treu und bieder, mit schwieligen Händen und gebräuntem Gesicht. Seine Gefährtin ist eine Frau mit edlen jüdischen Gesichtszügen. In ihren Zügen liest sich trotz ihrer Mattigkeit ein inniges, sinniges Gemüt. Die Herberge ist überfüllt. So teilen sie das gastliche Dach eines Stalles mit Kühen und Eseln. „Und sie gebar ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge." Da ist nichts Wunder- und Geheimnisvolles; das ist ein Kind, wie andere Kinder auch. So sind schon viele Kinder geboren worden, Kinder, die tüchtige und thatkräftige Männer im Leben geworden sind. Mose, der Retter und Führer seines Volkes, lag einst in einem Binsenkästlein im Schilf verborgen. Im Hause Isais erblickte der Jüngstgeborene das Licht der Welt; wer hätte aber an Davids Wiege von Fürstenthronen und Königskronen geträumt? Abraham Lincolns Kindertage wurden in einer ärmlichen Blockhütte verlebt. Wer kann an der Wiege eines Kindes sagen, was aus ihm werden mag? Im Stall und in den Blockhütte, im Binsenkörbchen und in der Krippe stehen wir vor einer Welt voller Geheimnisse. Doch mag werden, was will aus einem Kinde; wir wissen, wo es herkommt. Es ist ein Mensch wie andere Menschen auch. Wir kennen seinen Vater und seine Mutter. In diesem Sinne konnte Jesus den Juden wohl sagen: „Ja, ihr kennet mich, und wisset, von wannen ich kommen bin." Aber er fährt fort: „Von mir selbst bin ich nicht gekommen, sondern es ist ein Wahrhaftiger, der mich gesandt hat, welchen ihr nicht kennet." „Und kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit." Ueber keinem anderen Kinde, nur über dem in der Krippe, öffnete sich in der heiligen Nacht der Himmel, und der Engelmund verkündete den Propheten, der größer ist als Mose, den Davidssohn, der Davids Herr sein wird, und den Gottessohn, der so viel besser geworden ist, selbst als die Engel.

Jetzt erst gehen uns die Augen auf. Das Weihnachtskind ist kein Kind, wie andere Kinder.

„Des ew'gen Vaters einig Kind
Jetzt man in der Krippe find't;
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleidet sich das ewig Gut. Hallelujah!

Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schoß:
Er ist' ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein. Hallelujah!"

„Gott ist geoffenbaret im Fleisch," das ist für uns das Wunder der Wunder. Wir können uns Mose im Binsenkästchen, David als hilflosen Säugling denken, aber der Sohn Gottes, das Ebenbild des Vaters, der Abglanz seines Wesens, der, von dem, durch den und zu dem alle

Dinge sind, der als ein Kind in Windeln in einer Krippe liegend! Das ist das geheimnisvolle Dunkel der heiligen Weihnacht. Die Engel gelüstet es, dieses Geheimnis zu entschleiern. Wer will es ergründen — der Unendliche wird endlich, der Ewige zeitlich, der Himmel kommt auf die Erde, der Sohn Gottes wird unser Bruder?! O seliges Geheimnis! Beuget euch, ihr Kniee im Himmel und auf Erden und unter der Erde, und bekennet ihr Zungen: „O, welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!"

## II.

### Die heilige Weihnacht in ihrem freudestrahlenden Lichte.

Wo ist das menschliche Auge, das in die Sonne zu schauen vermag? Ihr Licht- und Feuermeer ist blendend. Mose, der erwählte Freund Gottes, sprach und bat: „So laß mich deine Herrlichkeit sehen." Der Unergründliche und Unnahbare antwortet dem kühnen Glaubenshelden: „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. . . ." „Ich will vor deinem Angesicht her alle meine Güte gehen lassen, und will lassen predigen des Herrn Namen vor dir. Wem ich aber gnädig bin, dem bin ich gnädig; und wes ich mich erbarme, des erbarme ich mich." Droben in der Felsenkluft ging der Allmächtige an seinem Knechte vorüber. Von hinten schaute der Sterbliche dem Unsterblichen nach, doch sein Angesicht durfte er nicht sehen. „Niemand hat Gott je gesehen," so verkündet sein eingeborener Sohn selbst. Um so größer, um so herrlicher ist da die Weihnachtsbotschaft: „Gott geoffenbaret im Fleisch." Weihnachten hat den Unnahbaren uns nahe gebracht. Die ewige Gottessonne ist mit und in ihrem Lichte vom Himmel auf die Erde gestiegen. Im Sohn ist der Vater selbst unter die Menschen getreten. So wunderbar und verschleiert unserem Blicke die Menschwerdung Gottes ist, so unaussprechlich herrlich ist die Fülle des Lichtes, das von dem Kindlein in der Krippe ausströmt. Auf alle Geheimnisse droben im Himmel und hier unten auf Erden, auf alles Verworrene im Völkerlauf und Zeitenstrom, auf die unerforschlichen Tiefen der heiligen Dreieinigkeit, wie auf des Menschen Erdenkampf und Lebensziel, wirft das Weihnachtslicht seine Strahlen. Nicht umsonst zeugte der Täufer von dem Licht, das in die Welt gekommen ist. Der Stern aus Jakob ist die Sonne der Welt.

Es ist doch eine gar prächtige Idee, welche der sinnige Künstler in seinem Bilde von Christi Geburt in Farben dargestellt hat. Der dunkle Stall hat zu seinem Mittelpunkt das neugeborene Kindlein. Und, o Wunder! Ein weiches, mildes Licht leuchtet aus diesem Unschuldswesen und durchstrahlt die nächtliche Finsternis. Die Mutter, voll seligen Glückes, die Hirtengesichter, bewegt und verwundert, und die über ihnen schwebenden Engelgestalten — über alle ist ein himmlischer Glanz ausgegossen, der von der lichten Kindesgestalt ausgeht. Ueber dem neugeborenen Davidssohn steht schon das Wort: „Ich bin

das Licht der Welt." Warum? Laß die Engel antworten, die wissen's besser: „Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids." Christus ist das Licht der Welt, weil er der Welt Helfer und Heiland ist. Wie viele Menschen wollten schon diese Rolle übernehmen. Sie ist eben gar zu verführerisch. Weltbefreier, Welterlöser, Weltheiland. Wo aber ist der Mensch, der sich das einfallen lassen könnte? Wir haben genug mit uns selber zu thun. Und die Not, die Nacht und die Finsternis in uns selbst, haben eine solche Gewalt über uns, daß wir nicht einmal mit uns selbst fertig werden. Wie können wir für andere leuchten, wenn wir selbst im Dunkel sind? „Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg weisen? Werden sie nicht alle beide in die Grube fallen?" Was darum kein Mensch konnte, das haben die Engel von dem Kinde in der Krippe gesungen. Das hat sein ganzes Leben voll Heiligkeit und Gerechtigkeit verbürgt; das hat sein Tod versiegelt; das hat seine Auferstehung glorreich bewiesen; das hat sich in seiner Himmelfahrt zum Triumph über Tod und Hölle geoffenbart. So dunkel ist von nun an keine Not, keine Leibesnot und Seelennot, so finster ist nun keine Nacht mehr, keine Sünden- und Todesnacht, so verschlossen ist keine Grabeskammer und so mächtig sind keine Todesbanden, daß „Christus der Herr in der Stadt Davids" nicht auch Herr wäre über jede Not, jede Nacht und jeden Feind. In diesem Sieges- und Triumphgefühl singt der Dichter:

„Das ist die Nacht, da mir erschienen
Des großen Gottes Freundlichkeit,
Das Kind, dem alle Engel dienen,
Bringt Licht in meine Dunkelheit;
Und dieses Welt- und Himmelslicht
Weicht hunderttausend Sonnen nicht."

Wohin darum immer die Lichtstrahlen von Bethlehems Sonne dringen, da bringen sie Freude und Wonne. Wie kein anderes Fest im Kirchenjahre ist Weihnachten das Freudenfest. „Fürchtet euch nicht." Die Hirten, überwältigt und geblendet vom Himmelsglanze, mochten sich wohl fürchten. Sie sollen es aber nicht: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird." Wo immer der Weihnachtstisch gedeckt wird und liebewarme Herzen mit ihren Weihnachtsgaben andere überraschen und erfreuen, wo im Stillen die Liebe plant und sinnt, sich selbst verleugnet und aufopfert, wo Fürsten oder Bettler, Greise im Silberhaar oder schwarzlockige Knaben den lichterstrahlenden Baum umringen — da wird das schneidende Weh vergessen und man sieht Angesichter, auf denen der Weihnachtsfriede und die Weihnachtsfreude sich abspiegeln. Selbst auf das Krankenbett wird der Freudenschein geworfen und draußen auf dem frischaufgeworfenen Hügel leuchten die Lichtlein durch die Friedhofsnacht. Am offenen Sarge unter den Cypressen fühlt das thränende Herz erst die Wonne der tiefinnersten Erfahrung: „Welt war verloren, Christ ist geboren, Freue dich, freue dich, o Christenheit!"

Soll diese Weihnachtsfreude „niemand von uns nehmen", soll sie als eine „ewige Freude" über unserem Haupte sein, so müssen wir die heilige Weihnachtsgeschichte in uns selbst erfahren. Ach, so viele haben für das Weihnachtskind „keinen Raum in der Herberge". Alle anderen Weihnachtsgaben sind ihnen hochwillkommen, nur nicht die größte Gabe, Jesus Christus. Selbstinteressen und Weltinteressen haben das Herz in Beschlag genommen. Christus wird in den Stall gedrängt. Paulus redet von dem „Geheimnis, das verborgen gewesen ist von der Welt her und von den Zeiten her, nun aber geoffenbart ist seinen Heiligen; welchen Gott gewollt hat kund thun, welcher da sei der herrliche Reichtum dieses Geheimnisses unter den Heiden, welcher ist Christus i n e u c h, der da ist die Hoffnung der Herrlichkeit." Christus in euch, Christus in der Krippe eures Herzens, — siehe das Geheimnisvolle und Dunkle in dir und um dich und über dir wird licht. Du selbst wirst ein Kind des Lichtes, Gott wird dir zum Vater des Lichtes. Die Welt wird lichter, der Sieg leichter, der Weg kürzer, das Ende herrlicher. Wie nie zuvor jubelt dein Herz, und du singst den Freudengesang der himmlischen Heerscharen:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
Und Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen!"

## Predigtentwurf über Jes. 48, 18.

P. J. G. v. Siebenthal, St. Gallen.

Der Friede Gottes, der höher ist, als alle Vernunft (Phil. 4, 7), ist unser größtes und bestes Gut auf Erden. Wir dürfen ihn nicht nur tropfenweise haben, sondern er soll in unsern Herzen zu einem Strome heranwachsen. Die göttliche Zusage lautet: „O daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom." Der Prophet des Herrn hat hier ein vortreffliches Bild gewählt, an dem wir jetzt mit Freuden festhalten wollen. Deshalb sei der Gegenstand unserer Betrachtung:

D e r F r i e d e G o t t e s g l e i c h t e i n e m W a s s e r s t r o m e.

1. Ein Wasserstrom nimmt seinen Anfang, wie alles in dieser Welt. Auch der Friede Gottes muß einmal seinen Einzug halten können in unsre Herzen. Der Gottlose hat keinen Frieden (Jes. 48, 22). Alle Menschen sind im Stande der Natur los von Gott und deshalb ohne Frieden. Die Sünde vererbt sich, aber der Friede Gottes nicht. Er ist auch keine Frucht der Erziehung und des Unterrichts, sondern einzig nur der Rechtfertigung durch den Glauben (Röm. 5, 1).

2. Ein Wasserstrom ist anfänglich nur ein kleines Bächlein, das munter der Erde Schoß entquillt. Nicht jede Quelle ist das zarte Kind eines Stromes. Nur durch neue Zuflüsse von allen Seiten her wird das Bächlein zum Bache, der Bach zum Flusse und der Fluß zum Strome.— Unscheinbar mag die erste Wasserader des göttlichen Friedens in unserer Brust sein; ja, so unscheinbar, daß manche Seelen noch

lange zwischen Furcht und Hoffnung schweben, wiewohl der Herr sie doch begnadigt hat und sie ein Leben des Glaubens und der Gottseligkeit führen möchten. Aber einige Zeit treuer Nachfolge Jesu genügt zur Wahrnehmung, daß der Friede Gottes immer lebendiger und mächtiger wird, und daß er endlich mit der stillen Gewalt eines Stromes alle Zweifel an Gottes Erbarmen hinwegfegt.

3. Ein Wasserstrom enthält natürlich lebendiges Wasser, weil er einer lebendigen Quelle entspringt. In den seichten Teichen und Lachen kann man das tote Wasser finden. Allerdings giebt es auch einen toten Frieden in eigener Werkgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit und religiöser Sorglosigkeit, aber der Friede Gottes ist lebendig, weil er eine lebendige Quelle hat (Ps. 36, 10; Jer. 2, 13; 17, 13).

4. Ein Wasserstrom erneuert sich immer und ist daher unerschöpflich. Dem Namen nach ist es stets derselbe Strom; aber das Wasser, das sich durch sein Bett wälzt, ist doch jeden Augenblick anderes Wasser. Die Wogen, darinnen wir uns letztes Jahr gebadet haben, haben nun schon lange ihr Ziel erreicht, und das Wasser, das heute an uns vorbeifließt, wird bald anderen Wellen gewichen sein; aber austrocknen wird der Strom doch nicht, trotzdem man sich seines Wassers so reichlich bedienen mag; denn seine Quelle sprudelt Tag und Nacht, und die Zuflüsse spenden immer ihre Wasser und Wässerlein. So ist der Friede Gottes zwar stets und überall derselbe, im Himmel, auf Erden, in der einzelnen Seele und unter Gottes Volk; aber er erneuert sich gleichsam fortwährend und ist deshalb nicht zu erschöpfen, noch zu ergründen (Jes. 12, 3; Joh. 1, 16). Darum kann man seiner nie müde oder überdrüssig werden. Er ist eine beständige Lebensbewegung.

5. Ein Wasserstrom befruchtet die Erde und erfrischt die ganze Natur. Aegypten hat zur Zeit seiner Blüte verhältnismäßig viele Menschen ernährt. Es war ein fruchtbares Land und hatte seine üppige Fruchtbarkeit dem Nil zu verdanken. In der regenlosen Zeit wurden die Schleusen dieses Stromes geöffnet; durch viele Kanäle ergoß sich sein Wasser auf das dürre Erdreich und verwandelte dieses in einen lustigen Gottesgarten. — Der Friede Gottes macht uns fruchtbar in dieser Welt. Getragen und getrieben von ihm, dürfen wir da und dort unter einer geistlich trockenen Menschheit ein frisches Grünen und üppiges Blühen erwecken und ein großer Segen sein.

6. Ein Wasserstrom verbindet Ortschaften und Länder mit einander. Wir meinen, er trenne; aber in Wirklichkeit macht er ja durch die Schiffahrt die Verbindung möglich. Oft scheint es uns, wenn wir nur auf die verschiedenen Meinungen der Gläubigen sehen, als trennte sie gerade das von einander, was wir als ihren Glauben und Frieden bezeichnen möchten. Wir fragen uns dann, ob die Welt wohl nicht einiger sei in ihren religiösen Anschauungen. Ja, vielleicht darin; aber nicht in der eigentlichen Verbindung der Herzen. Diese ist nur durch den Frieden Gottes möglich, der allein in Christo Jesu verbindet.

7. Ein Wasserstrom ist leistungsfähig. Er trägt schwere Lastschiffe. Manches wilde Bergbächlein mag stärker rauschen und toben als ein Strom, dessen Lauf so ruhig und sicher ist; aber ein Bächlein

kann kein Schiff tragen. Nicht die geräuschvollsten Menschen sind die leistungsfähigsten. Die nur können die größten Lasten der Leiden und Arbeiten tragen, die den Frieden Gottes am vollkommensten haben.

8. Selbst ein Wasserstrom hat nicht immer den gleichen Wasserstand. Ist er auch unversiegbar, so tritt doch manchmal, in trockenen Zeiten, das Wasser weit vom Ufer zurück, ja vielleicht so weit, daß die Schiffahrt unterbrochen werden muß. Dann kommen wieder Regenzeiten, wo der Strom immer mehr und mehr anschwillt, sein tiefes Bett langsam ausfüllt und endlich gar über die Ufer tritt, so daß er sich weder dämmen noch hemmen läßt. Wir behaupten kühn, daß eine Gott geweihte Seele immer Frieden habe, und deshalb in Jesu täglich und stündlich glücklich sei; doch wollen wir gestehen, daß der Stand dieses Friedens in uns nicht immer gleich ist. Welches Gotteskind wüßte nicht, daß es nicht stets die gleiche Kraft empfindet zu arbeiten, zu dulden und zu tragen? Giebt es allerdings solche trockene Zeiten, so fehlt es gottlob auch nicht an Segensstunden, wo der Herr seinen gnädigen Regen auf uns herabfließen läßt (Ps. 68, 10). Dadurch wächst der Friede Gottes rasch im Herzen, bis es zum Ueberfließen voll geworden ist.

9. Ein Wasserstrom strebt unaufhaltsam dem Meere zu. Sein Lauf ist nicht überall gleich rasch; sein Bett nicht immer gleich breit; oft muß er sich in die Tiefe stürzen, manchmal zwischen engen Felsenriffen hindurchzwängen, hier einer öden Heide entlang fließen, dort lachende Ufer bespülen, jetzt unter dem Schatten eines Wäldchens sein, dann durch eine belebte Ortschaft ziehen, heute eine Schar lachender Kinder ergötzen, morgen die heißen Thränen einer Mutter aufnehmen, die ihren Liebling in den Fluten verloren hat; aber kein Wechsel kann ihn aufhalten, nach seinem Ziele, dem Meere, zu fließen. Der Friede Gottes zieht uns trotz allen Wechselfällen und Hindernissen dieses Lebens himmelwärts, wo er münden will in dem großen Meere der seligen Ewigkeit.

Soll nun der Friede Gottes in uns sein wie ein Wasserstrom, so haben wir auf die Gebote Gottes zu achten und sie zu leben. Ist unser Gnadenstand unklar und mangelhaft, so ist in den meisten Fällen unser Ungehorsam daran Schuld. Merken wir auf Gottes Gebote, so macht er gewiß seine Verheißung an uns wahr, unser Friede wird sein wie ein Wasserstrom.

## Zwei Bilder. Joh. 10, 12 ff.

P. E. F. Maurer, Winterthur.

Wir sehen oft das gemalte Bild, welches Christus als guten Hirten darstellt. In unserem Textabschnitt werden die Züge und Pinselstriche dazu von Jesus selbst gegeben. Bei dem Hirten auf dem Bilde ist gewöhnlich immer ein Schaf, manchmal mehrere, angebracht. Die Charakterzüge derselben zeichnet Jesus selbst in unserem Text. Dieser zeigt uns zwei Bilder:

## 1. Das Bild des guten Hirten.

Es sind namentlich drei markante Züge im Bilde des guten Hirten von Jesus selbst gezeichnet.

1. „Ich gebe mein Leben für die Schafe." Jesus hat's gethan. Er hat menschliche Gestalt angenommen, um es thun zu können. Er ließ sich hinschlachten von denen, die zu retten er gekommen ist. Welche Liebe! Welch großen Dank sind wir schuldig!

2. „Ich kenne meine Schafe." Nach seinem blutigen Hirtentode ging er in den Himmel, um von da aus seine Schafe zu leiten. Von da aus beobachtet und kennt er sie. Welcher Trost für still Trauernde, Verlassene, unschuldig Verfolgte, Schwache, Bußfertige! Er wird helfen und gnädig sein! Aber welch ein Schreck für Sünder, Heuchler, Verleumder! Er kennt ihre Sünden, Schliche und Ränke.

3. „Er giebt seinen Schafen das ewige Leben." Sonst denkt man mit Bangen ans Sterben, aber ein Christ freut sich darauf. Christus giebt ein schöneres, ein ewiges Leben. So verliert der Christ im Tode nichts, sondern er gewinnt viel. „Christus mein Leben, Sterben mein Gewinn."

## 2. Das Bild der guten Schafe.

Die drei hauptsächlichsten Charakterzüge nach der Zeichnung des Herrn sind:

1. „Meine Schafe kennen mich." Sie kennen aus Erfahrung seine unbegrenzte Liebe in der Vergebung ihrer Sünden, die Anziehungskraft seines Beispiels, die Grenzenlosigkeit seiner Macht, die Hoheit seiner göttlichen Person, sein herrliches Werk, die Größe und Zuverlässigkeit seiner Verheißungen. Sie kennen ihn als Lehrer, guten Hirten, Richter und Retter.

2. „Meine Schafe hören mich." Wo Jesus ruft, da hat der Christ sein Ohr. Seine Stimme hört er gerne, wie die Stimme eines Freundes, eines Vaters. Er hört seine Stimme im geschriebenen und gepredigten Wort Gottes, im Gewissen, in den Zügen und Leitungen des Geistes Gottes, in den Lebensschicksalen, Mahnungen der Freunde usw.

3. „Meine Schafe folgen mir." Was nützt ein Wegweiser, wenn man ihm nicht folgt? So ist's mit Jesu. Der Christ hört Jesu Stimme, aber er gehorcht ihr auch und übt das Gehörte aus. Er liebt Gott über alles, den nächsten wie sich selbst, verzeiht den Feinden, und ist in allen Dingen gesinnet wie Jesus Christus auch war, er folgt Christus nach, um ihm ähnlich zu werden.

Der Christ folgt Jesus nach in guten und bösen Tagen, in Sonnenschein und Sturm, ob er allein ist, oder ob es viele thun; er ist ihm treu bis in den Tod.

Schluß. Sind wir Schafe Christi? Sind die Charakterzüge und Kennzeichen der Schafe an uns zu finden?

# Für den Danksagungstag.

P. F. Piehler, St. Louis, Mo.

„Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde."
Psalm 50, 14.

Unserer nationalen Feiertage sind nur wenige, und unter denselben stehen der 4. Juli und der Danksagungstag obenan. Ersterer wird gefeiert zur Erinnerung an unsere Unabhängigkeit von fremder Botmäßigkeit. Das Losungswort desselben ist: Freiheit. Letzteren feiern wir zur Erinnerung an unsere Abhängigkeit von Gott. Ohne andere Nationen möchten wir zur Not fertig werden können, nicht aber ohne Gott. Es liegt ein schöner Zug darin, daß gerade der Danksagungstag jedes Jahr vom Präsidenten proklamiert wird; damit wird er zu einem nationalen Bekenntnis, worinnen Gott als der Segenspender nicht nur einzelnen Individuen, sondern der ganzen Nation anerkannt wird.

Wir betrachten, nach Anleitung des Textes:

## Die Aufforderung zur Dankbarkeit.

Dieselbe gründet sich:

1. Auf das Gebiet der göttlichen Segnungen. Dabei nennen wir zur Feier des Tages diejenigen Segnungen, die uns als Nation im besonderen eigen sind; darunter:

*a*) Die ungeheure Ausdehnung und den fabelhaften Reichtum des Landes, welche uns als Nation durch die Vorsehung zugefallen sind. Etwa 65 Millionen Einwohner besitzen hier ein Ländergebiet, durch ein unvergleichliches Netz von Flüssen und Seen (welch letztere, nach Sachverständigen, beinahe die Hälfte allen Süßwassers der Erde enthalten) verbunden, mit den reichsten Gold- und Silberminen, welche gegenwärtig mehr als die Hälfte alles Goldes und alles Silbers ergeben, und mit fast unerschöpflichen Kohlen- und Eisenminen; ein Gebiet, worin, nach Vergleich mit China und anderen Ländern, 1000 Millionen Menschen leben könnten. So reich hat die Vorsehung die jüngste unter den Nationen ausgestattet.

*b*) Unsere Ueberlegenheit auf unserem Kontinent und unsere Abgeschlossenheit durch natürliche Grenzen, anderen Kontinenten oder Nationen gegenüber. Während andere Nationen die größte Aufmerksamkeit und die schwersten Opfer den Künsten des Krieges widmen, können wir unsere ungeteilte Aufmerksamkeit den Künsten des Friedens zuwenden.

*c*) Die Thatsache, daß in Sachen der Religion der Protestantismus dominierend ist, wodurch die Freiheit des Gewissens, Förderung der Volksbildung und die freie Ausübung der Religion unter staatlichem Schutze jedem einzelnen garantiert wird.

2. Auf den Vorteil für die Seele.

*a*) Wahre Dankbarkeit ist das beste Mittel gegen die gefährliche Klippe des Hochmuts, an welcher Individuen und Nationen gescheitert

sind (Spr. 16, 8). In Erinnerung an 1 Kor. 4, 7 liegt der Schlüssel zur Dankbarkeit und zur Demut. Die Demut aber, die aus der Dankbarkeit geboren ist, ist erhebender und freudiger Natur, und steht hoch über der falschen Demut der Pharisäer.

*b*) Wahre Dankbarkeit ist der Heilserkenntnis förderlich (Ps. 50, 23). Sie führt zum Nachdenken über den Herrn, der da giebt, und über die Gabe, die wir empfangen.

*c*) Wahre Dankbarkeit fördert das Vertrauen. Wenn sich Israel dankbar der Segnungen seines Gottes erinnerte, dann wuchs ihm die Kraft und seine Feinde zitterten. Wenn wir uns als Nation dankbar der gemeinsamen Quelle unserer Segnungen erinnern, dann wächst unter uns das Gefühl der Einheit, des Vertrauens und der Kraft (Mal. 2, 18).

3. Auf den allgemeinen Nutzen. Wahre Dankbarkeit erinnert an unsere Pflichten dem Nächsten gegenüber. „Bezahle dem Höchsten deine Gelübde." Die Opfergaben der Israeliten, welcherlei Art sie auch waren, wurden in erster Beziehung Gott dargebracht, aber dann wurden sie dem Menschen als göttliche Segnungen zurückgegeben. So hat sich Christus Gott geopfert, und ist dadurch das Lebensbrot aller Menschen geworden. So soll die wahre Dankbarkeit mit materiellen Opfergaben Hand in Hand gehen, damit wir Gott fürchten und uns unsere Stellung als Haushalter recht vergegenwärtigen. Diese Opfergaben sollen: *a*) der Not der Armen gelten; *b*) der Förderung gottgefälliger Unternehmungen; *c*) den Sinn der Wohlthätigkeit im allgemeinen fördern; und das ist der Sinn wahrer Nächstenliebe.

## Wie die Bibel zu lesen ist.

Für einige Menschen ist die Bibel uninteressant und bringt ihnen keinen Nutzen, weil sie zu schnell lesen. Unter den Insekten, die sich von dem süßen Saft der Blumen nähren, giebt es zwei verschiedene Klassen. Die eine ist bemerkenswert wegen ihrer schönen Flügel, die in den Sonnenstrahlen wie Edelsteine funkeln; wenn man ihr munteres Streifen über die Felder beobachtet und ihr Tänzeln von Blume zu Blume, so kann man nicht umhin, ihre anmutige Thätigkeit zu bewundern, denn augenscheinlich flattert sie über eine große Strecke dahin. Aber in demselben Felde sind andere Arbeiter, deren braune Weste und geschäftsmäßiger, grader Flug unsern Blick noch nicht auf sich gezogen hat. Ihr flatternder Nachbar schießt hie und da nieder und schlürft zierlich, wo immer er einen Tropfen Nektar finden kann; aber jene dunklen, fleißigen Arbeiter lassen sich überall nieder und finden überall Honig oder machen ihn. Wenn der Blumenkelch tief ist, so gehen sie bis auf den Grund und durchforschen alles, bis sie den Nektar finden. Der Nebenbuhler mit dem bunten Samtflügel hat keine Geduld für solch langsame Arbeit. Aber was ist das Ende? Nun, der eine starb letzten Oktober mit den Blumen; die anderen sind noch heute warm in ihrem Stock unter den würzigen Vorräten, die sie in den warmen Strahlen des Sommers gesammelt haben.

James Hamilton.

# Für Erbauungsstunde.

## Die Trilogie der Lobgesänge in Lukas 1.

P. Wm. Theo. Jungk, Deerfield, Ill.

Einleitung. Der Alte Bund wurde, seinem inneren Wesen gemäß, mit Donnern und Blitzen eingeleitet. Vor Gottes Heiligkeit wird des Sünders Unreinheit offenbar. Da muß er zittern und zagen, beben und klagen. Er verstummet, wenn der Gesetzgeber redet.

Ganz anders der Neue Bund. Er wird eingeleitet und eingeläutet mit der seligsten Botschaft. Ihre Träger sind Engel. Der Himmel öffnet sich in Gnade und Erbarmen, und nun öffnet die Freude der Frommen Herz, und Dankbarkeit löst die Zunge. Die alte Sage von jener wunderbaren Säule, die jedesmal einen Freudenton von sich gegeben haben soll, wenn die Strahlen der Morgensonne sie trafen. Als die lange Nacht dahin war und die Gläubigen von dem Frührot der Sonne der Gerechtigkeit begrüßt wurden (Mal. 4, 2), jubelten sie in der Freude der Erlösung. So eine Elisabeth, des Priesters Weib, und selbst Priesterin, so Maria, des weiblichen Geschlechts reinste Blüte, so Zacharias, der nach langem Schweigen in überströmendem Lobpeis die Großthaten Gottes verkündiget.

### 1. Elisabeths Lobpreis. Vers 42–45.

Charakteristik. Die fromme Israelitin, die erst im Alter Mutterfreuden empfinden kann, grüßt und preist die jungfräuliche Mutter ihres Herrn. Ihr Lobpreis der Maria ist im letzten Grunde ein Rühmen der göttlichen Erbarmung.

*a*) Begnadigung der Maria vor allen Frauen der Welt. Die Bevorzugung und eigenartige Stellung der Maria wird von Elisabeth in prophetischem Geist erkannt. Auffällig ist es, daß sie diese mit denselben Worten wie Gabriel bezeichnet: „Du Gebenedeite unter den Weibern." So steht auch hier die Wahrheit in zweier Zeugen Mund, d. h. die Wahrheit in der Form der seligsten Verheißung. Man beobachte den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Bund. Deborah preist dort die Jael als eine „Gesegnete unter den Weibern" (konf. Richt. 5, 24), weil sie heldenmütig Sissera, den Feind Gottes und ihres Volkes, erschlagen hatte. Hier wird die selig gepriesen, die der Welt das Leben geben sollte, den Sieger über alle unsre Feinde. Eben darum preist Elisabeth auch die Leibesfrucht der Maria selig.

*b*) Elisabeth rühmt die Ehre, die ihr mit Marias Besuch widerfahren ist. Unbegreiflich ist ihr, daß die Gottgebärerin zu ihr kommt. Der Mutter ihres Herrn gegenüber fühlt sie sich ganz als unwürdige Magd. Aehnlich wie Maria vorher dem Engel gegenüber. Unsrem natürlichen Sinn ist nichts verwunderlicher, als die Offenbarung der Demut. Petrus bei der Fußwaschung. Des Herrn Kommen zu uns.

„Da wir zu ihm nicht konnten kommen, kam er zu uns ins Elend her."

*c*) Das ungeborene Kind in Elisabeths Mutterschoß begrüßt die Mutter seines Herrn. So der Johannes, der sich später so hoch über die Stimme des Bräutigams freute (Joh. 3, 29). Höchst merkwürdig ist hier die Bewegung des Kindes (Siehe Vers 42). Die drei Momente: Gruß, das Hüpfen des Kindes, die Erfüllung mit dem Heiligen Geist. Wir hätten wohl das Hüpfen als Folge des letzten Momentes angesehen, doch ist dies nicht der Fall gewesen. Es ist die Antwort auf den Gruß der Maria. Uebrigens lassen sich diese Momente zeitlich kaum trennen, sie fallen fast zusammen.

*d*) Elisabeth preist den Glauben der Maria und stellt ihm die Krönung in Aussicht. Der Schmerz der Elisabeth über das verdiente Schicksal ihres Gatten. Sein Schweigen Folge seines Unglaubens. Seine Glaubensprüfung lange nicht so schwer, wie die der Maria. Er hätte auf das Vorbild Abrahams sehen können. Jetzt muß er schweigen, während gleich darauf Maria jubelt. Auf dieser dunklen Folie ist der Elisabeth Freude über den Glauben der Maria um so größer. Ihr klarer Geist erkennt auch hier, was der Engel jener verheißen. Die Treue Gottes wird das Werk der Gnade zu Ende bringen.

### 2. Das Magnificat. Vers 46–55.

Charakteristik. Der Lobgesang der Maria ist das Lied der Lieder, würdig des Herrn, den es preist, und seiner Verfasserin, der Davidstochter. Altes und Neues Testament sind darin vereinigt. Er schreitet vom Individuellen zum Universellen fort. Keine leeren Reminiscenzen haben wir hier, wie behauptet worden ist, sondern eine natürliche Herzensergießung einer ganz in der Schrift lebenden Tochter Israels.

*a*) Verherrlichung von Gottes wunderbarem Walten an Maria selbst. Sie erhebt den Herrn, der sie aus der Niedrigkeit zur höchsten Höhe erhoben. Ihre Freude ist zugleich Freude an der eigenen Erlösung. Sie redet von ihrem Heiland. Damit vergleiche Roms Götzendienst, das Dogma von der *conceptio immaculata* u. s. w. Der Protestantismus giebt aus lauter Reaktion gegen den Papismus Maria nicht die Ehre, die wir ihr geben dürfen. Gott selbst hat sie begnadigt, so wollen und sollen wir sie nicht gering achten. Freilich wünscht sie nicht, daß man sie um ihrer selbst willen preise (V. 50), sondern um der Erbarmung willen, die ihr zu teil geworden ist. Sie rühmt die Allmacht, die allein das Wunder der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zu stande bringen konnte, sowie die Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes. Jene will uns nun reinigen, damit auch wir den Namen Gottes heiligen; diese ist dann unser Trost ewiglich.

*b*) Das Verhältnis Gottes zur Welt. Die Hohen und Stolzen sind Gott ein Greuel. Hoffart und Hochmut sind schändliche Sünden, die die Quellen vieler Uebertretungen sind. Nur in der Demut liegt die Wahrheit. Hoffart ist lauter Lüge, innere Unwahrheit. Die kann vor Gott nicht bestehen. Darum sind Pharao, Nebukadnezar, Belsazar

u. a. vom Throne gestoßen worden von dem, der allein alle Gewalt hat. Gott widerstand ihnen, weil sie ihm widerstanden. Den Demütigen giebt er Gnade. Demut, ist gesagt worden, ist Mut zum Dienen. Maria selbst war eine Dienerin Gottes, darum ist sie auch neben die Fürsten, neben die Fürsten ihres Volkes gesetzt worden, wenngleich nicht im irdischen Sinne, wie ein David u. a. Aus dem, was nichts ist, will und kann er etwas machen zum Lobe seiner Herrlichkeit. Luther: „Gottes Natur ist, daß er aus nichts etwas machet. Darum, wer nichts ist, aus dem kann Gott noch etwas machen." In diesem Verfahren Gottes mit den Stolzen und Demütigen thut sich seine Gerechtigkeit kund. Den Armen kommt die Liebe Gottes entgegen, sie hat Lebensspeise für die Hungrigen, währenddem die Satten, mit sich selbst Zufriedenen, leer ausgehen und nur zu bald das volle Elend ihres Mangels kosten müssen. Wer Gottes Gabe ausschlägt, muß ewig darben.

*c*) Gott und seine herrliche Reichssache. Gott hat seinem Volke die Treue gehalten, obschon es selber die Treue tausendmal gebrochen. Seine Gaben und seine Berufung können ihn ja nicht gereuen. Ihm bricht das Herz, daß er sich über sein Volk erbarme. Was er Abraham und den Vätern geredet, geschworen, es muß kommen (1 Mose 17, 7. 19; 5 Mose 7, 7. 8). Der verheißene Segen muß kommen, allem Volk der Erde zum Heil. Maria weiß es: die gebenedeite, so sehnlich erwartete Zeit ist angebrochen, der Tag des Lichts ist erschienen, sie darf ihn schauen.

### 3. Zacharias Lobgesang. Vers 67–79.

Charakteristik. Die Strafe, die den greisen Priester getroffen, entsprach genau der Sünde, welche er mit dem Munde begangen. Nun sie aufgehoben ist, bricht sein Glaubenszeugnis mit doppelter Gewalt hervor. Der aufgehaltene Bergstrom ergießt sich nach Ueberwindung des Hindernisses um so stärker. Als Priester besingt er zuerst den Messias und sein Heil, als Prophet und Patriot feiert er die Befreiung seines Volkes von allen Feinden, als Vater endlich jubelt er, daß sein Sohn des Weltheilandes Herold sein soll.

*a*) Das selige Gut und heilige Glück der Erlösung. Gott hat seines Volkes nicht vergessen; er besucht es, um bei ihm zu bleiben. Darin besteht das Heil, die Erlösung ist nun da. Israel hat jetzt einen Retter, Schutz und Schirm; dies liegt in dem Wort „Horn". (Siehe Ps. 132, 17.) Die Hilfe stammt, nach der Verheißung, aus dem Hause Davids. Auch sein Geist beschäftigt sich mit der Geschichte seines Volkes, auch ihm steht, strahlend wie ein Stern am Himmel, die unwandelbare Treue seines Gottes da. Kein Wort, ja kein Buchstabe von den Verheißungen konnte zur Erde fallen. Alle Gottesverheißungen sind Ja und Amen in dem, der jetzt als der Helfer erscheint. Allerdings erscheint ihm zunächst die Erlösung unter dem Gesichtspunkt der Befreiung seines Volks von irdischen Feinden; allein wir dürfen doch nicht vergessen, daß diese Feinde vielfach die Entfaltung des jüdischen Glaubenslebens hinderten, daß sie eben auch Feinde Gottes waren. Der Reichtum der Barmherzigkeit Gottes wird jetzt in seiner unerschöpflichen Fülle offenbar. Israel hat einen beständigen Trost.

*b)* Weitere Darlegung der Erlösung nach ihrer Offenbarung. Des Sünders Gottesdienst ist Knechtesdienst, der Gott nimmer gefallen kann; des Erlösten Gottesdienst ist Kindesdienst in herzlicher Liebe. Da kann die Furcht nicht weilen. 1 Joh. 4, 18. Die durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten (Hebr. 2, 14), haben Erlösung von dieser Furcht. Der Erlöser ist der Sieger über Tod, Hölle und Teufel. Die toten Gewissen werden jetzt gereinigt durch des Erlösers Blut, statt der Angst herrscht reine Freude. Besondere Kennzeichen der Erlösung sind Heiligkeit und Gerechtigkeit (Vers 75). Ein Unheiliger und Ungerechter kann kein Diener des Heiligen und Gerechten im Himmel sein. Zum Gleichen paßt nur Gleiches. Wir können die Heiligkeit hier mehr auf das Verhältnis mit Gott, die Gerechtigkeit hingegen mehr auf das Verhältnis zum Nächsten beziehen. Letztere fließt aus der ersteren. Beide sind des Gläubigen schönster Schmuck, in ihm allein können sie Gott gefallen. Das Schicksal des Mannes, der kein hochzeitliches Kleid anhatte.

*c)* Zacharias heilige Vaterfreude. Wie bedeutsam, daß er erst jetzt seines Kindes gedenkt! Der Priester überwiegt bei ihm den Vater. Er denkt hier offenbar an Jes. 40, 3. Des Sohnes Leben erscheint ihm allein im Lichte des Messias', nicht im eigenen. Dessen Herold und Wegbereiter soll er sein, weiter nichts. Doch welche hohe Aufgabe umfaßt dieser Beruf! Johannes soll Israel zur Buße rufen, dann erst kann der Glaube an den Erlöser entstehen. Dies ist noch immer die Reichsordnung Gottes. Erst Buße, dann Glaube, erst Demütigung, dann Erhebung. Die Sünde beschwert nicht nur das Herz mit ihrer bösen Last, sie verfinstert auch das Auge des Menschen, so daß er in der Finsternis dahin tappet. Die Grundlage der Erlösung ist daher auch Vergebung der Sünden, aus ihr resultiert dann als nächste Frucht die Erkenntnis des Heils. Ist das Herz klar geworden, so wird auch der Kopf hell. In der rechten Erkenntnis aber besteht das ewige Leben (Joh. 17, 3). Der Blick Zacharias erweitert sich nun mehr und mehr. Er sieht die Völker des Erdkreises sitzen in der Finsternis der Sünde und im Dunkel der Todesschatten. Er sieht ihren ganzen namenlosen Jammer. Er sieht aber auch in hoher Freude, wie der Aufgang aus der Höhe auch ihnen erscheint, wie das Licht der Gnade und der Friede des Glaubens auch sie umfangen wird. Mit dieser wahrhaft großen und herrlichen Aussicht endet sein Psalm.

Dies die Trilogie der Lobgesänge in Lukas 1. Wir haben uns hier mit einem exegetischen Versuch begnügt. Es sind Adventstöne, die hier erklingen, verschieden zwar in Klang und Ausdruck, doch in wunderbarer Harmonie den preisend, dessen Freudenankunft in dieser Zeit unser Herz aufs neue mit Jubel und Dank erfüllen muß. Bald erschallt wieder eine andere, noch höhere Trilogie, ein dreifacher Accord, nicht von Menschen-, sondern von Engelzungen gesungen:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen."

# Die weiß gekleidete Schar. Offb. 7, 9.

P. W. Fotsch, Brighton, Ill.

„Und danach sah ich, und siehe, eine große Menge, welche niemand zählen kann, aus allen Völkern, Sprachen und Zungen, vor dem Thron und Lamm stehen, angethan mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen." Offb. 7, 9.

Diese Worte stellen uns die Erlösten im Himmel dar, zeigen uns aber auch den Charakter der Erlösten auf Erden. Die besondere Eigentümlichkeit des Buches der Offenbarung besteht darin, daß es die Lehren der Bibel in bildliche Form, nicht in abstrakte, sondern konkrete Wahrheit kleidet. Was diesem 66. Buche der Bibel einen so überwältigenden Reiz verleiht, ist, daß es alle Elemente Himmels und der Erde in ihrer Thätigkeit in sich schließt. Hier erschließt sich alles in seiner höchsten Form: Haß und Liebe, Sünde wie Heiligkeit, Sorge wie Freude, Strafe wie Lohn, Zeit und Ewigkeit. Hier geht der Same der Geschichte aller Zeiten auf, sowohl guter wie böser, der auf die Felder der Zeit gesäet wurde.

Der Text stellt uns die drei großen Elemente des Heils dar:

1. Die Stellung jener großen Schar. „Sie standen vor dem Thron und vor dem Lamm." „Thron" deutet auf Autorität und Herrschaft und ist die konkrete Form des göttlichen Willens. Wir lesen von einem „großen weißen Thron". Dies stellt die bloße historische Beschreibung des reinen göttlichen Willens in der Beherrschung seiner Geschöpfe dar. Der Wille Gottes wird allen Geschöpfen von seinem Thron aus offenbar. Die Stellung der Schar bedeutet ihre Loyalität, Unterwerfung und Harmonie mit dem Willen Gottes. Vollkommene Unterwerfung unter Gottes Willen ist der wesentliche Sinn des Stehens vor Gott. „Gehorsam ist besser als Opfer" als erste Tugend bei Menschen und Engeln.

Das Princip der Loyalität ist fundamental. Wer diese Ordnung verkehrt, ruiniert sein Glück. In der Hölle hat jeder seinen Willen als seine Verdammnis und Qual, und jeder ist des andern Teufel. Aber im Himmel ist nur ein Wille, ein Regiment, ein unbefleckter weißer Thron, und der selige Wille Gottes und eines jeden Wesens sind in steter Harmonie. Das „Stehen vor dem Thron" ist eins mit dem „Stehen vor dem Lamm" und bezeichnet das Princip der Unterwerfung und des Gehorsams. Das Princip der Loyalität, das sich in Buße und Begnadigung zeigt, findet seinen Ausdruck in der vollen Weihe und Herzensreinheit. Dazu verhilft uns das Lamm Gottes, um Gottes Willen zu thun. Und ob wir nun noch in dieser oder schon in der anderen Welt sind, ob lebend oder sterbend, ob arbeitend oder ruhend, wenn nur unser Wille im vollkommenen Gehorsam steht, dann stehen wir vor Gott (wie Elias), und dann empfangen wir „Gnade um Gnade" von dem Lamme selbst.

2. „Bekleidet mit weißen Kleidern.“ Diese Bezeichnung beweist die Reinheit ihrer Natur, ihre Reinigung von allen Sünden, wodurch sie für die himmlische Gemeinschaft geschickt wurde. „Weiße Kleider“ drückt die Idee der Heiligkeit viel stärker aus, als wir uns vorstellen. Heiligung bedeutet nach der Schrift: Abwesenheit von Sünde und volle Thätigkeit in heiliger Liebe. Beides wird im Text verbunden und „weißes Kleid“ genannt. „Weiß“ bezeichnet das unvermischte Princip der Reinheit; „Kleid“ die Aktivität der geheiligten Seelenkräfte, denn die Schrift bedient sich oft dieses Ausdrucks zur Bezeichnung des sittlichen Charakters der Seele, sei er gut oder böse. Wir lesen von „unreinen Kleidern,“ „weißen Kleidern“, „bekleidet mit Demut, Gerechtigkeit“ etc., was die Aktivität der sittlichen Fähigkeit andeutet. Das tägliche Verhalten der Seele bildet unseren sittlichen Charakter, welcher das Gewand der Seele ist, wie Federn, Haut oder Rinde auch ein Kleid sind. Das natürliche wie das geistliche Kleid erwächst von innen nach außen.

Die Gewohnheit (Habitus) illustriert unser Wort „Kleid“. Gewohnheit, wohnen, gewöhnen, hängt mit wohnen und kleiden zusammen. Habitus ist, was man hat, anhat. Geht man von der äußeren Wohnung und Kleidung auf das Innere über, so wächst die Sache an Bedeutung. Gewissen, Affekte, Wille und Gedanken bilden das Seelenkleid, und bei ihrer steten Thätigkeit weben sie das Gewand der sittlichen Beschaffenheit, welches die Seele mit ihrem eigenen Betragen bekleidet. So sind die Gottlosen in ihre Gottlosigkeit gekleidet. Aber die Erlösten werden gekleidet in „weiße Kleider“, nämlich „die Gerechtigkeit der Heiligen“. Ihre geheiligte Gebetsthätigkeit, ihre Worte, Thaten und Willensäußerungen werden sie als Ausdruck ihres Wesens umgeben.

„Weiß“ besagt, daß die Sünde vom Seelengewand abgewaschen wurde und daß dieselben Seelenkräfte, welche einst den befleckten Sündenrock ausmachten, umgewandelt wurden. Das „Kleid“ ist menschlich, aber die Reinheit ist übernatürlich, ist ein Resultat göttlicher Reinigung. Das ist der Unterschied zwischen Menschlichem und Göttlichem in der Religion. Der Seidenwurm webt sein Gehäuse von der Substanz seines inneren Lebens; aber er besitzt keine Kraft zum Bleichen, Weißmachen, noch seine inneren Organe zu ändern, um ihm eine verschiedene Farbe zu verleihen. Nur ein Meister vollzieht das Bleichen und Färben. Und so ist's auch mit unserer Seele, welche sich das Kleid ihrer inneren Natur webt. Das Waschen muß von oben über uns kommen.

In der Wiedergeburt wird das göttliche Leben der Seele eingepflanzt, nicht zugerechnet, und Heiligung ist Hinausfegung, Reinigung des fleischlichen Sinnes; sie wird nicht zugerechnet, sondern die Seele erfährt es, „sie wird's inne“. Dies Kleid unterscheidet sich in Größe und Klarheit. Zwar sind das geheiligte Kind wie der Apostel gleich weiß, aber des letzteren Kleid ist größer nach himmlischem Maß und verherrlicht Christum mehr. Wer sein Kleid in Christi Blut wäscht, hat freien Zutritt zum Brunnen des Lebens und wird eingehen durch die Thore der Stadt Gottes.

3. „Mit Palmen in den Händen" als Zeichen des Sieges und der Freude. Die Palme ist ein lebendiges Siegeszeichen. Sie wird oft 100 Fuß hoch, gedeiht in der Wüste und trägt ihren Kronenschmuck bei 100 Jahren; Krankheit oder Hitze und Sturm ficht sie nicht an. Die Jünger streuten Jesu Palmzweige auf den Weg, indem sie dachten, er werde nun Davids Thron besteigen. Bei Jerusalems Unterwerfung wurde eine Palme auf das Geld als Siegeszeichen gestempelt. Wohl wird Satanas dich angreifen, versuchen, die völlige Liebe in Galle zu verkehren und dir Glauben und Hoffnung zu rauben. Spott und Hohn wird über dich kommen. Aber wie die Palme alles erduldet, so ziehe deine Kraft allein von deinem Heiland. Man kann die Palme durch Wegnahme der Rinde nicht töten. Ihr Saft fließt durchs Herz hinauf. Ebenso erdulden die, die reinen Herzens sind, alles, denn verborgene Quellen erfüllen sie mit Kraft und Saft.

Wir leben durchs Sterben, und je völliger dasselbe ist, desto kräftiger ist unser Leben. Wir siegen, indem wir uns selbst besiegen. Wir begegnen dem „brüllenden Löwen" in Mut und Geduld. Und diese ermüdet den Tiger. Unsere Waffen sind geistlicher Art, aus dem himmlischen Rüsthause. „Die Glaubenshelden" haben uns würdige Beispiele der Nachahmung hinterlassen.

Der Text enthält somit drei Bilder: Völlige Ordnung, Schönheit und Kraft. Merke zuerst: Alle stehen vor dem Thron nach ihrem Rang, jede Seele an ihrem Platz. Welche Harmonie! Dann: Himmlische Schönheit: Alle sind „weiß gekleidet" im festlichen Schmuck. Endlich: Die Kraft Gottes selbst erfüllt sie.

Dieselbe Gottesgnade wirkt auch unter uns, und durch Mitwirkung des heiligen Geistes und durch völlige Annahme der Wahrheit dürfen wir jetzt schon teilnehmen am Triumph jener Schar vor Gottes Thron, die Gott und das Lamm verherrlicht. Denn er hat uns geliebt und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut. Ihm sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, durch Christum Jesum, hochgelobt in die Aeonen. Amen.

— Ein Greis und ein Schulknabe saßen zusammen im Eisenbahnwagen. Der Knabe war in den Ferien bei seiner Großmutter auf Besuch gewesen. Der alte Herr, ein großer Freund der Kinder, hatte seine Freude an dem bescheidenen und gesprächigen Knaben und unterhielt sich fleißig mit ihm. Nach einiger Zeit trat das Kind an das Fenster und sagte: „Nun bin ich nicht mehr weit von unserem Dorfe und von meiner Mutter!" Seine Augen strahlten, als es erzählte, wie seine Mutter warten und sich freuen werde, wenn es komme. — „Müßte ich nicht auch so sein wie dieses Kind?" dachte der Greis in seinem Herzen. „Sollte ich nicht auch jeden Tag froher werden, selbst unter den Lasten des Alters, weil ich der Heimat jeden Tag näher komme? Sollte mir das Herz nicht vor Freude schneller klopfen, wenn ich daran denke, wie es sein wird, wenn ich drüben anlange?"

# Für Leben und Seelsorge.

## Die Grundlegende Ausrüstung des Predigers.

In einer Denkschrift über die Erziehung der theologischen Jugend bezeichnet der württembergische Prälat v. Lechler die folgenden vier Stücke, als zur grundlegenden Ausrüstung gehörend: ein reicher geistlicher Gedächtnisschatz, ein gebildeter Vortrag, eine umfassende Vertrautheit mit der deutschen Bibel, und ein lebendiges Verständnis für die Lehrgrundlage der evangelisch-lutherischen Kirche. Wenn nun schon in Deutschland, zumal in Württemberg, darüber geklagt wird, daß diese Punkte nicht genügend berücksichtigt werden, so haben wir wahrlich in Amerika noch mehr Grund dazu, die Erziehung unserer Prediger darauf hin zu prüfen. Je mehr unser theologischer Nachwuchs hierzulande geboren und zum Teil in den Staatsschulen erzogen ist, desto mehr muß diese biblisch-kirchliche Elementarbildung betont werden. Man kann damit nicht früh genug beginnen. Gemeindeschule, Sonntagschule und Konfirmationsunterricht müssen vereinigt wirken, um einen Schatz von Bibelsprüchen und Kernliedern dem Gedächtnis einzuprägen. Ist dies in der früheren Erziehung vernachlässigt worden, so muß es auf dem Seminar nachgeholt werden. Von großer Bedeutung ist auch der zweite Punkt, der gebildete Vortrag. Für unsere Verhältnisse liegt hier namentlich die Warnung vor Anglicismen in Accent und Sprachformen nahe. Die Kanzelblüten, die man zuweilen zu hören bekommt, grenzen an das Unglaubliche. Und davor hat sich nicht nur der Studiosus, sondern auch der im Amte stehende Geistliche zu hüten. Wer sich zumeist mit englischer Lektüre befaßt und im Umgang mit Vorliebe die englische Sprache pflegt, bringt unwillkürlich englische Satzwendungen, in ärmliche deutsche Worte gekleidet, auf die Kanzel. Im eigentlichen Centrum aber des Religionsunterrichtes nicht nur, sondern des Studiums des Predigers, steht die Bibel in der Volkssprache, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie den gemeinsamen Boden bildet, auf dem das persönliche Christentum des wissenschaftlich gebildeten Theologen mit dem Christentum der Gemeinde zusammentrifft. So wenig darum das Studium der Schrift im Urtext entbehrt werden kann, so gewiß sollte sich der ganze Religionsunterricht auf der deutschen Lutherbibel aufbauen. Diese wäre zudem nach ihrer unvergleichlichen sprachlichen Bedeutung in der Litteraturgeschichte aufzuschließen, sowie durch besondere schriftliche und mündliche Uebungen als Fundgrube für würdige Gestaltung der Predigtthätigkeit nutzbar zu machen. Ebenso gewiß sollte auch die deutsche Bibel stets im Centrum der Studien des Predigers stehen. N.

## Das Gotteshaus.

Gewiß kann es einem Prediger nicht gleichgültig sein, wie das Gotteshaus beschaffen ist, in welchem er sonntäglich mit der Gemeinde Gottesdienst abzuhalten hat. Nichts macht einen traurigeren Ein-

druck, als wenn das Gotteshaus, besonders im Innern, ein schmutziges, und oft geradezu unwürdiges Aussehen hat. Es wird demnach Sache des Geistlichen sein, hierauf sein Augenmerk zu richten. Der Evangelische Oberkirchenrat hat in seinem Erlaß vom 15. Juni 1895 an die Herren Geistlichen diesen ausdrücklich empfohlen, „die angemessene Ausstattung des Kirchengebäudes im Auge zu behalten." Wie sehen Altar und Kanzel oft aus! Entweder entbehren sie überhaupt jedes Schmuckes, oder derselbe ist ganz veraltet. Wer beschafft einen neuen? Gewiß wird es in erster Linie Sache der Gemeinde sein, hierfür Sorge zu tragen, und dieselbe wird sich auch jedenfalls willig finden lassen, wenn sie richtig dazu angeleitet wird.

Wie das Gotteshaus und seine Einrichtung, so bedürfen auch die mannigfachen Vorbereitungen zu den Gottesdiensten der fürsorgenden Aufsicht des Geistlichen. Das Läuten, bezw. Vorläuten, wie lange, wie oft, ob mit einer oder zwei und mehr Glocken, das Holen und Anschreiben der Lieder und dergl. Dinge, alles will beachtet werden. Gerade der sogenannte Küsterdienst hat schon manchem Geistlichen viel Verdruß bereitet, und es wird in Bezug auf die Forderung dieses Dienstes die größte Vorsicht am Platze sein. Will z. B. ein Lehrer, der sonst noch den Küsterdienst hat, die Lieder nicht holen, so mag man darüber nicht erst großen Streit anfangen, sondern ihm einfach die Lieder zustellen, bis man ihn überzeugt hat, daß wohl das Holen derselben das Richtigere wäre.

Die Zeit des Gottesdienstes muß selbstverständlich eine möglich feststehende sein. Vor allem muß die festgesetzte Zeit genau inne gehalten werden, besonders wo Kirchgänger von auswärts kommen. Gebräuche äußerlicher Art, wie z. B. der feierliche Kirchgang der Paten oder Hochzeitsleute, sind nicht zu verhindern, so weit sie nicht allzu störend sind. Auch das Orgelspiel des Organisten bedarf der Ueberwachung, wenn der Spieler selbständige Vorspiele macht.

Große Schwierigkeit macht oft die Beschaffung eines Kirchenchores. Es hängt dieselbe wesentlich ab von der Freiwilligkeit eines Leiters, gewöhnlich eines dazu geeigneten Lehrers. Man muß deshalb solche Dienste nicht fordern wollen, sondern es dankbar anerkennen, wo sie geleistet werden. Solche Anerkennung wird gewöhnlich die Willigkeit und Freudigkeit der Mitwirkenden bei solchen Diensten sehr heben. Sollte ein allgemeiner vierstimmiger Chor nicht zu beschaffen sein, so kann der Schulchor einen guten Ersatz bieten, aber auch dieser beruht auf Freiwilligkeit, und der Geistliche muß nicht blos auf den Lehrer, sondern ebenso auch auf die Eltern der Kinder einen gewissen moralischen Einfluß ausüben, um einen Chor für den Gottesdienst sicher zu haben. Ein Privatmännerchor, wie er jetzt schon vielfach auf dem Lande besteht, wird auf eine freundliche Bitte hin seine Mitwirkung an einzelnen Festtagen meistens nicht versagen. Beachtenswert sind die Mitteilungen des evangelischen kirchlichen Chorgesangverbandes.

(Supt. Hübner, Berlin.)

(Aus Pfarramtskunde, v. Gustav Bittkau.)

# Für den Büchertisch.

## Theologie.

Munz, Friedrich. Homiletik, eine Darstellung der Predigt auf biblischer Grundlage. Mit einem Vorwort von Dr. A. J. Nast. Cincinnati, Curts & Jennings. (260 Seiten. $1.25. Gewöhnlicher Rabbat.)

Es fehlt ja allerdings nicht an tüchtigen Lehrbüchern der Homiletik in deutscher Sprache, und doch glauben wir, daß das Werk unseres geschätzten Mitarbeiters einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommt und begrüßen es daher mit Freuden. Wir zehren hierzulande von der wissenschaftlichen Theologie Deutschlands und müssen auch stets in enger Fühlung mit derselben bleiben. In der Praxis sehen wir uns aber in grundverschiedene Lebensverhältnisse auf gesellschaftlichem, staatlichem und kirchlichem Gebiete hineingestellt; das gegenseitige Verhaltnis von Pastor und Gemeinde, das ganze Gemeindeleben, sowie die pastorale Thätigkeit ist im Lande des ausgeprägten Freikirchentums von den staatskirchlichen Formen Deutschlands verschieden. Auch können wir uns gegen die anglo-amerikanischen Einflüsse nicht hermetisch verschließen, wir müssen dem specifisch Amerikanischen Rechnung tragen, wenn wir anders unserer nationalen Aufgabe gerecht werden wollen. Somit müssen wir uns auf dem Gebiete der praktischen Theologie eine eigene Litteratur schaffen, die an Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit der deutschen nicht nachsteht, die aber unseren eigentümlichen Verhältnissen angepaßt ist.

Prof. Munz bringt von Deutschland die nötige wissenschaftliche Ausrüstung und ist durch jahrelange Lehrthätigkeit, sowie ausgedehnte persönliche Beziehungen mit dem deutsch-amerikanischen kirchlichen Wesen vollständig vertraut geworden, so daß er uns ein Lehrbuch geben konnte, das den hiesigen Bedürfnissen entspricht. Seine Homiletik macht nicht darauf Anspruch, bahnbrechend die Wissenschaft gefördert zu haben, sie ist aber auch keine Kompilation, sondern eine gereifte, selbständige, stets auf die hiesigen Verhältnisse sich beziehende Darstellung des gesamten homiletischen Materiales. Der Verfasser ist Methodist. Er hält seine kirchliche Zugehörigkeit nicht verborgen; sie drängt sich aber auch nicht ungebührlich auf, so daß dadurch das Buch für Angehörige anderer Denominationen nichts von seinem Wert verliert.

Der Aufbau des Stoffes vollzieht sich nicht nach einem einheitlichen Prinzip in Haupt- und Unterabteilungen, sondern die einzelnen Teile sind in Gruppen aneinander gereiht nach Art der anglo-amerikanischen Lehrbücher. Daß diese Methode vorzuziehen ist, mag allerdings von manchen beanstandet werden.

Der sprachliche Ausdruck ist geradezu mustergültig. Keine langatmigen Perioden. Kurz und plastisch stehen die Sätze da, schön und teilweise farbenprächtig. Nicht in objektiv-wissenschaftlichem Tone, der einen bis ans Herz hinan kühl läßt, schreibt Prof. Munz; er will überzeugen, begeistern, zum Wirken entflammen.

Nach der Begriffsbestimmung und einem Umriß von der Geschichte der Predigt, wird die Predigt ihrem Prinzip nach als ein Zeugnis von Christo bestimmt, das dem doppelten Zweck der Erweckung und Erbauung dienen soll. Die folgenden Paragraphen handeln von dem Amt des Predigers, seinem Ruf und seinen Eigenschaften, wobei besonders der geisterfüllte Charakter des Predigers hervorgehoben wird. Sehr schön sind die Ausführungen über die „Wunder und Siegeskraft des gepredigten Wortes." Sodann werden Text, Plan, Teile, Arten, Stilistik und Vortrag, kurz alle zur Homiletik gehörenden Punkte in derselben frischen, erwärmenden Art behandelt.

Das Lesen des Buches war nur Genuß und Erbauung. Möge es von vielen angehenden Predigern fleißig studiert werden. Aber auch den schon im Amte Stehenden wird es Anregung und Segen bringen. Wir wünschen ihm die weitgehendste Verbreitung. M.

1) Hahn, Dr. August. Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der alten Kirche. Dritte vielfach veränderte und vermehrte Auflage, von Dr. Ludwig Hahn. Mit einem Anhang von Dr. A. Harnack. Breslau 1897, E. Morgenbesser. (412 Seiten. Mark 6.50.)

2) Kattenbusch, F. Das apostolische Symbol. Seine Entstehung, sein geschichtlicher Sinn, seine ursprüngliche Stellung im Kultus und in der Theologie der Kirche. Ein Beitrag zur Symbolik und Dogmengeschichte. Band II., erste Hälfte. Leipzig 1897, J. C. Hinrichs. (352 Seiten. Mark 11.00.)

Zwei wichtige Werke auf dem Gebiete der Patristik. Das erste enthält eine Zusammenstellung, zunächst der regula fidei, wie sie bei den Kirchenvätern vorkommt, sodann Sammlungen des Urtextes der Taufsymbole, der ökumenischen Symbole, der Symbole von Partikular-Synoden, sowie schließlich Privatsymbole. Für selbständige Forscher auf dem Gebiete ist die Sammlung unentbehrlich.—Auf den ersten Band von Prof. Kattenbuschs großartigem Werke ist schon früher hingewiesen worden. Mit derselben peinlich genauen Methode setzt Verfasser in vorliegendem Band seine Forschungen über die Verbreitung und Bedeutung des Taufsymboles fort. Dadurch wird das Buch zu einem hochbedeutenden Führer in das Glaubensleben der alten Kirche. Auf einige Resultate der Forschung werden wir nach Erscheinen des Schlußbandes hinweisen. N.

Hommel, Dr. Fritz. Die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung. Ein Einspruch gegen die Aufstellungen der modernen Pentateuchkritik. — München 1897, Herm. Lukaschik. (356 Seiten. Mark 5.60.)

Wir haben schon früher (Heft 3, Seite 208) auf die englische Uebertragung dieses wichtigen Werkes aufmerksam gemacht, somit genüge der Hinweis, daß nun auch die deutsche Ausgabe hier zu haben ist. Einzelne Ableitungen und Deutungen von Namen mögen von Kennern bestritten werden, seinen Hauptsatz führt Hommel jedoch mit überzeugender Schärfe durch, nämlich, daß eine Vergleichung der altisraelitischen Namen mit den Inschriften aus der Zeit Abrahams und Moses eine Höhe der Gotteserkenntnis und Kultur zeigt, wie sie ganz in Uebereinstimmung mit dem biblischen Bericht, in diametralem Gegensatz zu den Hypothesen der modernen Kritiker steht. In diesem Nachweis liegt die Epoche machende Bedeutung des Buches. N.

1) Rupprecht, Eduard. Die Kritik nach ihrem Recht und Unrecht. Eine prinzipielle Beleuchtung der kritischen Methode mit Illustrationen aus der deutschen Kritik und Dr. Drivers „Einleitung." Gütersloh 1897, Bertelsmann. (63 Seiten. 90 Pf.)

2) Bercowitz, M. Eine schuldige Antwort an die Bibelkritiker. Zu haben beim Verfasser (in Laguna, N. Mex.) für 10 Cents.

Unter den deutschen Streitern gegen die alttestamentliche Modekritik nimmt jedenfalls der Pfarrer E. Rupprecht den hervorragendsten Rang ein. In vorliegender Schrift stellt er die Grundsätze der wahren Kritik auf und beleuchtet sodann die Irrwege der modernen falschen Kritik. Rupprecht ist stets klar und geht ohne Umschweife auf sein Ziel los. Er nennt die Dinge bei ihrem rechten Namen, und man weiß stets, was er will. Daß er dann und wann ein gerechtes Zorneswort fallen läßt, kann man ihm eigentlich nicht übelnehmen, wenn man an die höhnischen Ausfälle denkt, mit welchen manche Kritiker sich groß thun. — Am gelungensten in der gedankenreichen Schrift ist der Abschnitt über „Das Recht der Kritik", und über den „Ausgangspunkt der Kritik." Auch der einfachste Christ muß Kritik, d. h. vergewissernde Prüfung üben. Die wird ihm durch den Weg der Erfahrung. „Als Christen haben wir göttliche Gewißheit von der Schrift und können die menschlich wissenschaftliche entbehren. Sie ist uns untastbare, sittlich vergewisserte Autorität. Aber nicht so als Männer der Wissenschaft. Als solche können wir vor der Schrift nicht Halt machen. Auch sie ist Objekt unserer Prüfung" (S. 8). Die Notwendigkeit der Kritik für den Theologen ergiebt sich aus dem Auftreten der negativen Kritik, wie aus dem Bedürfnis des Intellektes selbst. Als die zwei wichtigsten kritischen Ausgangspunkte hebt der Verfasser im Gegensatz zu

dem so beliebten Subjektivismus einerseits die Tradition, andererseits die Aussagen des Neuen Testamentes, besonders Christi hervor. Am schwächsten ist wohl der auf S. 20 versuchte Nachweis, daß das gleichzeitige Niederschreiben der Begebenheiten zur Beglaubigung notwendig sei, „weil bei 100jähriger mündlicher Fortpflanzung unvermeidlich die Mythenbildung eintritt." Da halten wir es eher mit Robertson's Satz: „Gleichzeitigkeit und Glaubwürdigkeit der Dokumente sind nicht durchaus unzertrennlich oder setzen nicht einander als selbstverständlich voraus. Assyrische und ägyptische Könige können auf steinernen Monumenten lügen und hebräische Geschichtsschreiber können uns eine wahre Erzählung geben, obwohl sie lange nach den Ereignissen schrieben" (Kel. Israels, S. 31). Deshalb ist auch die Behauptung auf S. 33, daß Anerkennung der mosaischen Abfassung des Pentateuch auch Annahme der darin bezeugten geschichtlichen Thatsachen in sich schließen müsse, nicht ganz richtig und stimmt nicht mit dem auf S. 14 von dem Ausgangspunkt der Kritik Gesagten. Der richtige Gedanke ist in des Verfassers Fußnote ausgedrückt. Die dogmatischen Vorurteile des modernen Kriticismus würden die Glaubwürdigkeit der Ereignisse leugnen, auch wenn die Gleichzeitigkeit der Berichte anerkannt werden müßte. Der Kriticismus ist eigentlich Skepticismus und als solcher eine "moral insanity." — Das gedankenreiche, tiefe und klare Büchlein sei allen Geistlichen aufs wärmste empfohlen.

Die zweite Broschüre ist ein jedenfalls sehr gut gemeinter Versuch, dem es aber an der nötigen Klarheit und Gedankenschärfe mangelt. Die Definition von Kritik als „eine Richtung oder ein Prinzip, das, gegründet auf unverstandene oder mißverstandene Bibelstellen, die Bibel, als das Wort Gottes enthaltend, von Anfang bis Ende verwirft" (S. 29), ist denn doch ganz schief. Diese Art Kritik hat allerdings nichts mit dem Glauben zu thun. N.

Terry, *Milton*, S. The new Apologetic. Five Lectures on True and False Methods of Meeting Modern Philosophical and Critical Attacks upon the Christian Religion. New York 1897: Eaton & Mains. (199 S. $0.85.)

Viel wertvolles Material findet sich in diesen fünf Vorträgen gesammelt und geschickt gruppiert. Die modernen Angriffe faßt Prof. Terry in drei Gruppen zusammen: 1) philosophische, 2) litterar-kritische und 3) religionsgeschichtliche. Der erste Vortrag giebt einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über den bisherigen Gang der Apologetik und zeigt, wie alle die modernen Angriffe in ihren Anfängen und Grundsätzen schon in die erste christliche Zeit zurückreichen. Jeder der drei Gruppen ist sodann ein Kapitel gewidmet und in dem Schlußkapitel zeigt Verfasser die Richtlinien einer modernen positiven Apologie. Ohne Schonung werden die Schwächen einer veralteten Apologetik aufgedeckt und scharfsinnig nachgewiesen, wie ein Festhalten an veralteten Methoden und ein starres Abschließen gegen die moderne Denkweise ein blindes Eifern ist, das nur schadet. Dabei werden allerdings Konzessionen gemacht, so z. B. in Bezug auf die Wunder, welche die Väter zu den stärksten Verteidigungspunkten rechneten. Und doch ist es richtig, daß der moderne Mensch nicht der Wunder wegen an Christus glaubt, sondern umgekehrt, weil er an Christus zuerst glaubt, auch die Wunder glaubt. In der positiven Apologie wird daher auch mit Recht die Person Christi als der eigentliche Kernpunkt der Behandlung betrachtet. Die Vorträge lesen sich glatt und bieten manche neue Gesichtspunkte. N.

Stockmeyer, Immanuel. Exegese und praktische Erklärung ausgewählter Gleichnisse Jesu. — Basel 1897, R. Reich, vorm. C. Detloff. (Mark 8.00.)

Nichts ist einem gebildeten Theologen erquickender, als eine den sprichwörtlichen deutschen Fleiß bekundende und dabei den echt evangelischen Geist atmende Schrift wie die hiermit angezeigte. Sie ist von dem seligen Dr. Immanuel Stockmeyer, weiland Professor der Theologie und Antistes zu Basel, also von einem rühmlichst bekannten Lehrer und Schriftsteller verfaßt worden. Wie die Vorrede besagt, soll das Buch „den Weg andeuten, der aus der exegetischen Erforschung in die praktische Verwendung führt, unter Abweisung des willkürlichen Allegorisierens." Und diesem Zwecke entspricht denn auch der Inhalt, man möchte sagen

vollkommen. Geduldig, beharrlich, bedächtig, gründlich, mit Zuratezieh ung aller möglichen Hilfsmittel vom bekanntesten Kommentatoren bis zurück zu den Manuskripten des Grundtextes, entfaltet er allmählich den tiefsten Inhalt der zur Behandlung gewählten Gleichnisse. Und ist er mit seiner Exegese fertig, so nimmt er die eben besprochene Parabel von ihrer praktischen Seite auf und wendet ihre verschiedenen Züge auf eine solch direkte, herzliche und eindringliche Weise an, daß einem beim Lesen das Herz warm wird, wie beim geistgesalbten Vortrage von der Kanzel herab. Das 537 Seiten starke Buch zerfällt in 14 Abteilungen, in welchen behandelt werden: Die Parabeln des 13. Kapitels in Matthäus, des 15. des Lukas, das von den beiden Schuldnern, vom barmherzigen Samariter, vom unfruchtbaren Feigenbaum, vom Gastmahl u. s. w. Tritt man mit ausgeprägter Ansicht betreffs der Bedeutung einzelner hier behandelten Gleichnisse an das Buch heran, so mag man ja gelegentlich einer widersprechenden Auffassung begegnen; liest man aber die Auslegung sorgfältig durch, so wird es, das Geringste gesagt, schwer, dem gründlichen Forscher und scharfen Logiker eine Blöße der Beweisführung nachzuweisen. Zur vollen Ausbeutung des gebotenen Materials ist natürlich eine Kenntnis der Grundsprache notwendig, obwohl andere auch bedeutenden Nutzen daraus schöpfen können. F. E. Hirsch.

Thieme, Karl. Die sittliche Triebkraft des Glaubens. Eine Untersuchung zu Luthers Theologie. Leipzig, Dörfling & Franke. M. 5.00.

Gold, aber in Quarz eingesprengt, und darum mühevoll zu heben. Doch es lohnt sich. Der Verfasser tritt mit scharf untersuchendem Auge in die Theologie Luthers ein, und wirft Licht, nicht nur auf dessen diesbezüglichen Mangel, sondern auch auf die betreffende Magerkeit der neueren Theologie in diesem Punkte.

Welches sind die leitenden Motive des Christen, die ihn zur Sittlichkeit antreiben? Wie geht die Sittlichkeit des Christen aus seinem Glauben hervor? Welche Bedeutung hat die sittliche Thätigkeit des Christen für seinen Glauben und für seinen Verkehr mit Gott? Das sind die Probleme, welche in diesem Buche gelöst werden. Es sind Fragen, die eminent praktisch sind und die hier bis in die innersten Vorgänge, bis zu den letzten treibenden Motiven blos gelegt werden. Gerade in nichtreligiösen Kreisen sucht man die christliche Ethik als eine „Moral der Hoffnung und Furcht" zu brandmarken, als würde der Christ von keinem andern Glauben zu sittlichem Handeln angetrieben als von dem Vergeltungsglauben.

Im ersten Teile entwickelt der Verfasser den Begriff des Sittlichen und die Triebkraft des Glaubens, dem das Lieben lebensnotwendig geworden ist. Der zweite Teil geht von der Selbstliebe und der Gottesliebe als Wurzel aus und findet in der Triebkraft des Glaubens auch die Kraft wider das Unsittliche. Der Glaube ist der triebkräftigste Baum, der die reichsten sittlichen Früchte reift.

Das Werk zeugt von tiefer Gedankenarbeit, führt mitten hinein in das Herz der lutherischen Theologie und ergründet schwierige sittliche Fragen, die man gewöhnlich nur an der Oberfläche berührt. Leider sind die Gedanken in gar zu hölzernem Stile eingebettet. Fr. Munz.

## Hilfsbücher für den Religionsunterricht.

1. Hilfsbuch beim Religionsunterricht für Lehrer und Seminaristen. Von Kahle, Schultz & Triebel. Zweiter Teil, 2. Abteilung: Die gebräuchlichsten Lieder der evangelischen Kirche. — Breslau 1897, Carl Dülfer. Mark 2.40, geb. Mark 3.00.

Es werden hier 57 Lieder, die chronologisch geordnet sind, eingehend besprochen. Einer kurzen Biographie des betreffenden Dichters, sichern oder mutmaßlichen Entstehung des Liedes und Angabe der biblischen Grundlage folgt eine systematische Entwicklung der einzelnen Verse. Das Buch ist trefflich geeignet, Religionslehrer und Seminaristen den Schatz erkennen zu lassen, den die evangelische Kirche an ihren Liedern hat.

2. Evangelisches Religionsbuch für Schulen. Von Heinrich und Johannes Wendel.—Breslau 1897, Carl Dülfer. 85 Pf.; geb. Mark 1.10.

Ein Buch, das 236 Auflagen erlebt hat, ist eine nicht gerade alltägliche Erscheinung. Man wird sie auch sofort begreifen, wenn man den reichen Inhalt

überblickt. Zuerst fällt uns eine kurze, aber gute Bibelkunde ins Auge. Ihr folgen die Biblischen Geschichten, Alten und Neuen Testaments (50 und 52), mit den Worten der Heiligen Schrift erzählt; die Abschnitte jeder Geschichte geben den Inhalt in fetter Schrift an, was die Uebersicht sehr erleichtert und zugleich eine gute Stütze für das Gedächtnis ist. Auf 42 Seiten erscheint nun eine kurze Kirchengeschichte, welche die Apostel, Kirchenväter, Reformatoren und die neueren Bewegungen in der evangelischen Kirche schildert. Der nächste Abschnitt behandelt das Kirchenjahr und giebt die Gottesdienstordnung. Es folgt der kleine Katechismus Luthers mit 184 Bibelsprüchen. Dem reihen sich 50 Kernlieder und acht Psalmen an. Den Schluß machen Holzschnitte und Bibelkarten. Der Schüler hat also hier das ganze Material für den Religionsunterricht in einem einheitlichen Buche von nicht mehr als 300 Seiten. Ergo: multum in parvo. Diese Thatsache spricht für sich selbst.

3. Gleichnisse zum Katechismus. Hilfsbuch für den Religionsunterricht in der Schule und für den Konfirmandenunterricht Von Arndt. Scheller. — Leipzig 1897, G. Strübig. M. 1.50.

"Exempla trahunt." In besonderem Maße gilt dies vom Religionsunterricht. Die abstrakte Lehre läßt das Kind kalt, wird sie ihm aber mit oder an Beispielen erklärt, so gewinnt es sofort Interesse dafür. Das Konkrete versteht es. Das Beispiel des Herrn und Meisters in dieser Hinsicht muß für jeden Religionslehrer maß- und ausschlaggebend sein. Das vorliegende Buch folgt dem Gang von Luthers Katechismus. Die „Gleichnisse" folgen jeder Frage nicht in Form von langatmigen Geschichten, sondern in kurzen, packenden Sentenzen, die oft blitzartig wirken. Es will uns bedünken, als habe der Herr Verfasser zu viel Nachdruck auf das erste Hauptstück gelegt und die andern Hauptstücke ihm gegenüber etwas stiefväterlich behandelt. Immerhin finden wir ja auch hier gutes Material, nur hätten wir es gern bereichert gesehen.

Zur Reform der kirchlichen Konfirmation. Von F. Kühler, em. Pfarrer in Bern. — Braunschweig und Leipzig 1897. Gerhard Reuter.

Ueber Reform der Konfirmation ist in den letzten Jahren von ernsten und erfahrenen Seelsorgern manch eindringliches Wort geredet und geschrieben worden. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß da manches der Reform dringend bedarf. Wenn die Feier Segen bringen soll, so muß sie von einem heiligen Geiste des Glaubens getragen werden. Der Verfasser der vorliegenden Schrift findet die Hauptschuld des Mißerfolgs der heutigen Konfirmation „am öffentlichen und lauten Ablegen des Glaubensbekenntnisses und des Gelübdes." Er findet dasselbe „psychologisch unnatürlich und gezwungen," er nennt es eine „erzwungene Versündigung gegen die höchsten Güter: Glaubens- und Gewissensfreiheit," ja, „eine Pflanzschule der Heuchelei." Nachdem dann Reformbedürftigkeit und Reformfähigkeit der Kirche und auch der Konfirmationsfeier entwickelt sind, macht der Verfasser seine Reformvorschläge. Seine negativen Hauptpostulate haben wir oben gehört. An die Stelle von Glaubensbekenntnis und Gelübde sollen treten: 1) Danksagung und Lobpreisung; 2) Buße und Sinnesänderung; 3) Herzensübergabe an Christum. Diese kultischen Hauptmomente sollten in der Form eines ergreifenden liturgischen Gebetes der Konfirmanden zum Ausdruck kommen Zulassung zum heiligen Abendmahl und Aufnahme in die Gemeinde hätten nur auf Wunsch der Konfirmanden, also in fakultativer allgemeiner Form, stattzufinden. Bereichert soll die Feier werden durch die Einsegnung der Konfirmanden mit passenden Bibelsprüchen (das hat man aber doch schon), allgemeine Fürbitte für die Konfirmanden (gleichfalls schon im Gebrauch) und das Patronat. Dieses neue Institut hätte die jungen Leute beiderlei Geschlechts bis zum 20. Lebensjahre zu überwachen, sie vor der Welt zu bewahren, auch für ihr äußeres Fortkommen zu sorgen.

Dem Herrn Emeritus, der eine höchst kräftige Sprache führt, fehlt es keineswegs an jugendlichem Feuer. Man merkt es ihm sofort an, daß es ihm mit der Reform der Konfirmationsfeier heiliger Ernst ist. Seine Vorschläge sind recht beachtenswert. Philos.

## Litteratur und Geschichte.

Paulsen, Friedrich. Einleitung in die Philosophie. Berlin, Wm. Hertz.

Wie der Verfasser selbst sagt, so will er in dem 444 Seiten starken Werke keine neue Philosophie darstellen, sondern nur eine Einführung in dieselbe. Natürlich, niemand kann die letzten großen Fragen des Menschengeistes beantworten, selbst wenn er nur andere, und zwar die geistigen Führer der Menschheit reden läßt, ohne seine eigene, selbständige Stellung kund zu geben. Paulsen giebt nicht nur die in der Geschichte hervortretenden Lösungen, sondern auch die Auflösung, die er für die richtige hält. Seine Weltanschauung ist eine idealistische, wie sie aus Platos Geiste entsprang. Alles Sichtbare und Unsichtbare ist ein einheitliches Bewegungssystem, die Erscheinung eines geistigen All-Lebens, die Entwicklung einer unsere Begriffe unendlich weit übersteigenden Idee. Wir ständen mit Paulsen mithin in pantheistischen Fußstapfen.

Nachdem er das Wesen und die Bedeutung der Philosophie gezeichnet hat, macht sich der Verfasser an die Probleme der Metaphysik. Dem ontologischen folgt das kosmologisch-theologische Problem. In den Problemen der Erkenntnis untersucht er das Verhältnis der Erkenntnis zur Wirklichkeit und das ihres Ursprungs.

Wir haben hier ein philosophisches Werk, das nicht in langgedrechselten Perioden den ohnehin dünnen Faden noch immer dünner spinnt und diese Fäden dann in der Luft flattern läßt. Es ist für einen frischen Geist eine Lust, diesen kräftigen, markigen Zügen zu folgen. Man ergötzt sich an manchem humorvollem Zwischenspiel und doch kann man am Ende sich sagen: Das ist in der That Philosophie. Jedem ernst denkenden Leser, der einen Blick über den Zusammenhang aller Dinge, über deren Sinn und Bedeutung gewinnen möchte, können wir dies Werkchen empfehlen. Es kann wieder und wieder gelesen werden und bringt neue Früchte jedesmal. Fr. Munz.

## Aus Zeitschriften.

Neue Kirchliche Zeitschrift, herausgegeben von Prof. Holzhauser. Leipzig, A. Deichert, (G. Böhme.) — Heft 7. Die Mission, Vereinssache oder Aufgabe der Kirche? Prof. D. P. Tschakert. — Ein neues Symbol aus Aegypten und seine Bedeutung für die Geschichte des Taufbekenntnisses; Dr. Joh. Kunze. — Die Entwickelung des Schriftprinzips bei Luther; P. O. Undritz.

Heft 8. Die Entwicklung des Schriftprinzips bei Luther; P. O. Undritz. — Das Reich Gottes in den Psalmen; P. J. Böhmer. — Gennadios Scholarios; D. Joh. Dräseke.

Heft 9. Adolf von Stähelin; D. v. Buchrucker. — Honorius Augustudonensis; D. R. Rocholl. — Die Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland; Prof. Freybe. — Das Reich Gottes in den Psalmen; P. J. Böhmer.

Dienet einander. Eine homiletische Zeitschrift. Herausgegeben von Superintendent Dr. W. Rathmann. Jährlich 10 Hefte, welche wenigstens 30 Druckbogen umfassen, zum Preise von nur 3 Mark. Leipzig, G. Strübigs Verlag.

Das zehnte Heft des neuen Jahrgangs enthält: Predigt über Ephes. 6, 10—17 von P. Mäcklenburg. Predigt über Matth. 18, 23—35 von P. Hillmann. Synodalrede über Mark. 6, 30—44 von P. Krumhaar. Festrede bei der Einweihung eines Kriegerdenkmals von Dr. Rocholl. Grabrede über Offenb. St. Joh. 2, 10 von P. Just. Homiletische Meditationen über das Ev. Markus, XX von Prof. D. Jacoby. Blütenlese zum Propheten Hesekiel XLIV–XLVIII. 22, 30 von P. Rohde in Gussow. Ist die Einführung neuer Perikopenreihen förderlich für das kirchliche Leben? von P. Kromphardt in Schönebeck. Themata zu dem zweiten Jahrgange evangelischer Perikopen von Dr. Rathmann. Litterarisches Beiblatt No. 10.

Mancherlei Gaben und ein Geist. Homiletische Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von Ohly. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; Philadelphia, Schäfer & Koradi.

Heft 3. Die Hilfsmittel der praktischen Exegese, von J. Bastian. — Predigt-Entwürfe für Trinitatis bis 23. Sonntag nach Trinitatis. — Bibelstunden

über die Geschichte der Erzväter Israels.— C. Geschichte Jakobs, (Fortsetzung) von O. Umfrid. — Theologische Biliographie und Kritiken.

Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst. Herausgegeben von Dr. Fr. Spitta und Dr. Jul. Smend. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. Oktober 1897: Zwinglis Reformationslied. — Smend, Butzers „Grund und Ursach." — Steinhausen, Zur Frage: Sichtbare oder unsichtbare Kirche. — Spitta, Die Prinzipien für die Aufstellung der Orgel. — Rasch, Baugeschichte der Katharinenkirche in Oppenheim. — Spitta, Der Entwurf eines Liederbuches für den evangelischen Bund. — Hartter, in Sache des württembergischen Orgel-Albums. — Kl. Mitteilungen. — Bücherschau. — Zwei Notenbeigaben.

The Cosmopolitan enthält im Septemberheft einen sehr lesenswerten Beitrag über die Erziehungsfrage von Dr. Elisha Benjamin Brown, dem Präsidenten der Brown-Universität, der kürzlich die Leitung der neu zu errichtenden Cosmopolitan University übernehmen sollte. Das Facit, welches er der modernen College-Erziehung zieht, klingt nichts weniger als zufriedenstellend: Die Graduierten wissen zu wenig, sie denken zu wenig, sie kümmern sich zu wenig um die höchsten Dinge. Präsident Brown schlägt einen Plan vor, der mehr Gewicht legt 1) auf Gründlichkeit, Logik und System in allen Studien; 2) auf Charakterbildung und Schärfung des moralischen Sinnes; 3) auf Biologie im weitesten Sinne des Wortes mit Einschluß der Socialökonomie an Stelle der klassischen Sprachen. — Dasselbe Thema wird im Oktoberheft von Grant Allen besprochen.

In The New World For September, 1897, Rev. John W. Chadwick has an admirable biographical article on "Benjamin Jowett," apropos of the new biography; and Rev. H. M. Simmons another on "Henry Drummond and his Books." Rev. W. Kirkus examines keenly "The Terminology of the New Theology." Prof. F. A. Christie gives the important points in "Harnack's Chronology of the New Testament." Prof. R. M. Wenley sketches "The Movement of Religious Thought in Scotland," and Dr. Albert Réville presents "Some Aspects of Islam." "The Ethical Significance of the Idea of Immorality," "Demon Possession and Allied Themes," and "The Atheism in Religions" are the other subjects treated in articles, and fifty pages of interesting book reviews follow.

The Biblical World. *August 1897.* Higher Criticism and Christian Scholarship; Editor.—Revelation: An Exposition; Prof. W. Rauschenbusch.—The Gospels and the Greek Mysteries; A. S. Carman.—The Most Urgent Need in Old Testament Study; Prof. W. J. Beecher.—The History of the New Testament Times.—Inductive Studies in the Acts; Cl. W. Votaw.

*September.* The Christian Scholar; Editor.—Jesus as a Teacher; Ch. F. Twing.—From Jemis to Nazareth; Sh. Matthews.—The Old Testament Wisdom; Prof. D. M. Welton.—The Missionary Future in the Book of Isaiah; T. J. Ramsdell.—The Ethical Teachings of Jesus; E. D. Burton.—Inductive Studies in the Acts; Cl. W. Votaw.

*October.* The Gospels as Biographies; Editor.—Jesus as a Thinker; E. D. Burton.—From Jemis to Nazareth II; Sh. Matthews.—Israel's Place in Universal History; Prof. Geo. H. Schodde.—A Twelfth Century Gospel Manuscript; E. J. Goodspeed.—Inductive Studies in the Acts; Cl. W. Votaw.

The Presbyterian and Reformed Review. *October 1897.* The Ethical Gospel; J. M. King.—The German Reformed Coetus; J. I. Good.—Princeton College in the 19. Century; John De Witt.—The Dramatic Character and Integrity of Job; W. H. Green.—Conservatism; S. Woodbridge.—Apostolic and Modern Missions; Ch. Martins.—Ecclesiastical Notes.—Recent Theological Literature.

Unter dem Titel Quarterly Book Review veröffentlicht die Chicagoer Firma Montgomery Ward & Co. ein Magazin, das Auszüge aus der neuesten Litteratur, Illustrationsproben und Kritiken bringt. Preis nur 25 Cents per Jahr.